

Pariser Stereoskopen.

Pariser Stereoskopen.

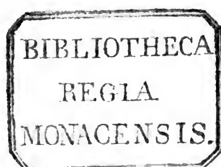
Von

E. Kossak.

Les choses ont diverses qualités, et l'âme diverses inclinations; car rien n'est simple de ce qui s'offre à l'âme, et l'âme ne s'offre jamais simple à aucun sujet. De là vient qu'on pleure et qu'on rit quelquefois d'une même chose.

Pensées de Pascal.

Berlin.
Verlag von Franz Stage.
1855.



Seinem Freunde

Dr. Eduard Fürst.

Sollten Sie die einzelnen Blätter in dem folgenden Bilderbüchlein mit den vielseitigen und bestimmten Erinnerungen, die Sie von einem wohlbenutzten längeren Aufenthalte in Paris bewahren, nicht in Uebereinstimmung bringen können, sollten Sie deshalb gar an dem gewählten Titel Anstoß nehmen und zuviel Subjectivität finden, wo Ihnen ausdrücklich Objectivität versprochen worden war; so bitte ich Sie, erwägen zu wollen, daß selbst bei dem chemischen Processe, dem wir die Fixirung der Gegenstände verdanken, nicht weniger auf die Gunst der Beleuchtung, als auf die Beschaffenheit der empfangenden Platte ankommt. Sie werden dann von selbst zu größerer Nachsicht gestimmt werden und die Schuld

so mancher Meinungsverschiedenheit, so mancher abweichenden Auffassung, der wechselnden Witterung im Menschen, die wir leider nicht besser in unserer Gewalt haben, als den weiten Dunstkreis der Erde, zur Last legen, ohne die Bezeichnung der „Stereoskopen“ ganz zu verwerfen. Was wir sehen und aufzeichnen, hat am Ende nur für uns allein Wahrheit, aber bei dem eifrigen Streben nach aufrichtiger Beobachtung können wir doch so viel erreichen, daß dieser oder jener Zug von Anderen als getroffen lebhafter anerkannt wird und das ganze Bild allmählich in ihren Augen eine gewisse Realität annimmt.

Wenn die folgenden anspruchslosen Fragmente aus dem Skizzenbuche eines wandernden Journalisten so glücklich sind, in Ihren Augen und denen gleich Wohlgesinnter, diesen Grad der Anerkennung sich zu erwerben, so haben die wenigen Wochen, die ihrer Einsammlung nur gewidmet werden konnten, reichliche Früchte getragen.

Berlin, 1. September 1855.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Pariser Häuslichkeit.

Unter der kleinen Anzahl Freunde, die das Schicksal jedem Sterblichen hienieden vergönnt, besitze ich auch einen wohlhabenden Geschäftsmann, der die Eigenthümlichkeit hat, in jedem Jahre vier Wochen in Paris zuzubringen, und uns später an den langen Abenden, bei einer Bowle Cognacpunsch, in deren Anfertigung er eine vollendete Virtuosität entwickelt, von seinen Abentheuern und Beobachtungen zu benachrichtigen. Da er dieses aus Punsch und Erzählungen zusammengesetzte Gewerbe nun schon länger als zehn Jahre betreibt, hat er seine Ansichten von Paris nach und nach in ein System gebracht, in dem sich alle Einzelheiten um gewisse Lehrsätze gruppiren. Er ist in diesem Punkte nicht dem Fluche aller Philosophen entgangen, wenn sie eine Menge wahrer und guter Dinge dazu mißbrauchen, um die von ihnen ausgeheckten Marotten der Welt durch Beispiele deutlich zu machen. Ich würde mich des Verrathes an der Freundschaft schuldig machen, wollte ich aus der Schule plaudern und alle die großen Gedanken verrathen, die

vielleicht noch dereinst in einem Memoirenwerk über Paris der erstaunten Welt ganz neue Gesichtspunkte aufstecken werden; ich begnüge mich mit der Angabe des Hauptsatzes, der für alle Besucher von Paris eine besondere Wichtigkeit hat. Mein gelehrter und gesprächiger Freund behauptet nämlich, daß der Unterschied zwischen dem Deutschen und Franzosen hauptsächlich und vornehmlich darin bestehe, daß jener seine Wohnung dazu miethe, um so viel als möglich darin zu bleiben, dieser hingegen, um so viel als möglich daraus fortzulaufen. Der Deutsche gleiche darin einem vernünftigen Säbel und verlasse nie ohne Noth die Scheide; der Franzose ziehe am liebsten von Leder, und lasse die Klinge gern in der Sonne blitzen. Es würde mich zu weit führen, alle die einzelnen Belege, welche mein Freund für seine Behauptung vorbrachte, ihm nachzuerzählen: es wird hinreichen, wenn ich sage, daß er mich vollkommen mit seiner verderblichen Meinung angesteckt hatte, und ich Paris in der Erwartung betrat, nichts dort zu finden, als ein wunderbares architektonisches Gemisch von Prachtbauten, Geschäftslokalen, Café's und — Schlafstellen. Da ich aber gesonnen war, nicht allein zu Hause dem Schlummer, sondern auch der Arbeit obzuliegen, so war mein erstes Geschäft, mich zu überzeugen, ob die Philosophie meines Freundes keinen Riß habe und es ungeachtet seiner herben Bemerkungen nicht möglich sei, mitten in Paris eine Art von Häuslichkeit zu etabliren, und die einem an Ruhe

gewöhnten Schriftsteller nöthige Bequemlichkeit und Stille zu finden.

Wenn ein fremder Eroberer das Land seines künftigen Ehrgeizes betritt, so pflegt er zuerst die Eingeborenen vor sich erscheinen zu lassen, und sich bei ihnen nach den Hülfsmitteln des Landes und seinen Eigenthümlichkeiten zu erkundigen. Diesem oft bewährten Beispiele folgte auch ich und wandte mich an mehrere vollkommen französirte Deutsche, die in Paris, wie in ihrer Brieftasche Bescheid wußten. Ausführlich setzte ich ihnen auseinander, was ich wollte und nicht wollte; aber lange Gesichter, länger als die Rivolistraße, wenn sie dereinst fertig sein wird, waren die Antworten. Man rieth mir entweder auf das Land zu ziehen, oder in einer ganz abgelegenen Gegend zu wohnen, wenn ich Ruhe verlangte, was aber meine Wünsche nach Häuslichkeit beträfe, so wären diese nur Träume eines Philisters und ich würde gut thun, den deutschen Idealismus von großen Gemächern, freundlichen Corridoren und hohen Fenstern auf vier Wochen bei Seite zu setzen, wenn ich nicht etwa eine Summe besäße, welche ich selber aus angeborener Bescheidenheit meiner Kasse hier nicht näher angeben darf. Indessen wolle man sehen, was man für mich thun könne. Es gäbe hie und da Surrogate für deutsche Häuslichkeit und in ein solches stilles französisches Haus wolle man mich führen. Entzückt über so viele Aussichten auf Glück, schnallte ich meinen Koffer zu, der,

Dank sei es dem Manne, der den Zoll an den Grenzen erfunden hat, eigentlich noch nicht des Genusses seiner Lederriemen und Schlösser froh geworden war, und folgte meinen Führern so vergnügt, wie ein Delinquent den Leuten des Scharfrichters.

Nach einigen Kreuz- und Querzügen blieben die guten Deutschen vor einem Hause ganz in der Nähe der Boulevarts stehen und schauten mit prüfenden Blicken vom Trottoir zum Himmel empor, denn in der Nähe desselben mündete das Dach des besagten Hauses aus. Dann erklärten sie mir, daß ich unter diesem Dache finden würde, was ich suche, da alle Eigenschaften, welche in Paris ein Haus lärmend und unangenehm machen, hier nicht vorhanden seien. Zugleich deuteten sie auf einen Miethszettel, der ein möblirtes Zimmer im dritten Stock ankündigte. Wir stiegen Einer hinter dem Andern die Treppen hinan; nicht ohne daß meine Freunde diese höchlich belobten. Oben standen alle Thüren offen und gewährten die malerische Aussicht auf einen übenden Cellisten, einen Schüler des Conservatoriums, dem auf Grund seines unaufhörlich tönenden Instrumentes und der Industrieausstellung, von der Wirthin gekündigt worden war. Das erste Motiv nahm mich sofort für die alte Dame und ihre Wohnung ein; wenn irgendwo, so mußte hier ein Tempel der stillen Gemüthlichkeit sein.

Da der Cellist noch bis vier Uhr Nachmittags, d. h. bis zum Beginn der ersten Vormittagsstunde von Paris,

eine Galgenfrist genoß, so mußten wir unsere diplomatischen Unterhandlungen in einem Zimmer abmachen, welches das Schlafgemach der ganzen Familie darstellte. Wir wurden bald einig und ließen den Cellisten von dem vollständigen Erfolg der gepflogenen Conferenzen in Kenntniß setzen. Er schien mit Fassung sein Schicksal zu ertragen und rächte sich an uns nur durch mehrere rumpelnde Passagen. Eine Stunde darauf war ich der Herr meiner Pariser Häuslichkeit und durchmaaß mit stolzen Schritten das Gemach deutscher Wahl. Zwar gelangte ich mit vieren dieser Schritte vom Fenster bis zur Thür, allein ich fühlte mich erhoben von der Bemerkung der alten Wirthin, daß in ruhigeren Zeitläuften hier der Salon der Familie sei, und schwelgte in dem Gefühle, im besten Zimmer des Hauses zu wohnen. Bei näherer Prüfung kamen indessen einige Zweifel daran in mir zum Vorschein, ob ich hier das ersehnte Glück antreffen werde. Die ganze Einrichtung contrastirte grausam mit dem, was ein Deutscher verlangt, um sich an einem Orte ansäßig zu fühlen. Statt der Fenster fand ich zwei Glasthüren, die mir alle Hoffnung benahmen, je das vaterländische Vergnügen zu genießen, mit brennender Cigarre auf die Brüstung gelehnt, nichts zu denken. Dafür besaß ich freilich einen Balkon, auf dem, wenn auch nicht Menschen, so doch Blumentöpfe stehen konnten, und über jedem Fenster eine sogenannte Persienne, die gerade schwer genug waren, um zwei kräf-

tigen Männern beim Aufziehen, vollauf zu thun zu geben. Beide Fenster waren, wie zwei scharfmarkirte Augenbraunen in manchen Gesichtern, so enge zusammengewachsen, daß mein kleiner Schreibtisch sich nicht einmal vollständig mit dem Rücken an die Wand lehnen konnte, sondern rechts und links hervorragte. Mein Beispiel mußte ihn trösten; wie ihm mit der Wand, so ging es mir mit ihm; wenn ich ihn zum Schreiben mißbrauchen wollte, starrten meine beiden Ellenbogen in die Leere hinaus und fanden keine Ruhepunkte. Das erste Geschäft in meiner Häuslichkeit mußte also sein, auf die Erfindung einer neuen Pariser Schreibmethode zu sinnen. Indem ich mir die Art vergegenwärtigte, wie man bei Berliner Zweckessen von einem acht Zoll breiten Platze aus, die Speisen zum Munde führen muß, gelang es mir nach kurzer Uebung, auch die Feder auf dem Papiere zu führen, ohne die Arme auf den Tisch zu legen; ich hatte, ohne es zu wissen, die Luftschreibemethode erfunden, von der aus es nur noch ein Schritt ist, zum gänzlichen Aufhören aller Schreiberei. Weit schwerer ward es mir, mein Tintenfaß in meiner gemüthlichen Häuslichkeit aufzustellen. Schon dachte ich daran, es nach Sitte der Muselmänner an meinem Gürtel zu befestigen, den ich mir in der Passage des Panoramas kaufen wollte, als ich einen Haken in der Wand entdeckte, der den Gürtel ersetzen konnte. Wenn so die engere Sphäre der schriftstellerischen Angelegenheiten geord-

net, und der Arbeit ihr Recht widerfahren war, ließ das Capitel der Bequemlichkeit in den Stunden der Muße noch sehr viel zu wünschen übrig. Zwar besaß ich ein Sopha, allein es eignete sich gar nicht zum Liegen und höchstens halb zum Sitzen; es war nur ein Schausopha, trügerisch mit rothwollenem Stoffe überzogen, eine Wonne für die Augen, eine Marter für die Glieder. Betraf ich mich auf einem illoyalen Gedanken, so streckte ich mich zur Strafe darauf aus, und befand mich in Cayenne.

Die Noth war von jeher die Mutter der Erfindungen, und so gebar meine gequälte Phantasie denn das künstliche Sopha, eine Schöpfung aus dreierlei Stühlen, die zu Häupten mit einem Fauteuil anhub und unten in einen schnöden Rohrstuhl endete. Die einzige Schwierigkeit bestand in der Aufstellung dieses improvisirten Möbels, aber die gute preußische Gymnasialbildung rettete mich im Lande der Franken. Eingedenk, daß in einem Viereck die Diagonale die weiteste gerade Strecke sei, baute ich in ihrer Richtung mein Schein- oder Feldsopha auf und befand mich wohl dabei. Wie aber hienieden keinem menschlichen Glück der Schatten erspart wird, so besaß ich in dieser meiner allerliebsten Häuslichkeit einen wahren Todfeind, mit dem ich meinen ganzen Pariser Aufenthalt hindurch täglich erbitterte Kämpfe bestanden habe. Er nannte sich Kommode und leistete das Aeußerste von passivem Widerstande, was mir je vorge-

kommen ist. Wie Cerberus erfreute sich dieses tückische und gigantische Möbel aus finstrem Holze, dreier Rachen oder Schiebladen, aber statt sie wie der Höllenhund fortwährend aufzureißen, suchte es seine Stärke darin, sie fest zuzuhalten. Nach vierzehntägigen Studien war ich erst so weit gelangt und hatte meine Muskelkraft hinlänglich gestärkt, um die obere Schieblade durch einen feinen Kunstgriff aufschließen und sie dann mit einer gewaltigen Forcetour aufreißen zu können. Mit ihrer unteren Nachbarin gelang mir Aehnliches erst am Tage meiner Abreise von Paris, den ich durch eine unvergängliche Heldenthat für immer bezeichnen wollte; das Innere der Schieblade im Parterregeschoß habe ich nie geschaut; ich glaube, es wäre mir ergangen, wie dem vorwitzigen Jünglinge von Sais in Schillers Gedicht, oder dem Milon von Krotona, dessen lehrreiches Ende eine Statue im Louvre vergegenwärtigt, wo der erwähnte Athlet vergeblich seine in einen Baumstamm geklemmten Hände zu befreien sucht. Wenn ich den mehrmaligen täglichen Kampf mit besagter Kommode als eine Art schwedischer Heilgymnastik für meine Arme betrachten durfte, so fehlte es doch auch meinen Beinen nicht an hinlänglicher stärkender Uebung. Von meilenlangen Spaziergängen durch das Innere der Stadt zurückgekehrt, befand ich mich stets in der Lage einer zugekorkten Flasche ohne Propfenzieher — meine stille Häuslichkeit bot mir keinen Stiefelknecht. Den Angriff auf diese starke Lederposition, allabend-

lich mit zehn Minuten veranschlagt, giebt nicht weniger als fünf Stunden, welche ich in Paris dem Stiefelausziehen gewidmet habe, ohne dafür irgend wie entschädigt worden zu sein, was unfehlbar in hohem Grade der Fall gewesen wäre, wenn ich als Straßenkomiker mit hoher Bewilligung der Polizeipräfectur meine belustigenden Stiefelvorstellungen auf den Boulevarts hätte veranstalten können. Alle Bemühungen, den Wirthsleuten die Anschaffung eines Stiefelknechtes abzunöthigen, waren vergebens gewesen. Da der Hausvater und die Seinigen nur Schuhe trugen, wollten sie zuerst gar nicht die Nothwendigkeit des verlangten Möbels einsehen, dann aber, als ich ihnen durch Experimente meine Leiden veranschaulicht hatte, versprachen sie mir zwar die schleunige Erwerbung, ließen mich aber so lange darauf warten, wie manche Propheten die Gläubigen auf den versprochenen Weltuntergang. Der unausgesetzte Frohsinn mit dem sich die liebenswürdige Familie, welche nur durch eine dünne Tapetenwand von meinem Salon getrennt war, von Morgens an bis Mitternacht laut unterhielt, mußte mich für die kleinen Mängel meiner Häuslichkeit entschädigen. Zuweilen fuhr ich sogar aus dem ersten Schlafe empor und hielt mich in der Traumverwirrung für einen gewarnten Römer, dessen Capitol von den Galliern bedroht war. Indessen gewöhnte ich mich leichter an diese ausbündig französische Conversation, als an den brenzlichten Geruch, der sich um die Zeit des Gabelfrühstücks in der

angrenzenden Familienküche erhob und in mein Gemach drang. Doch hatte auch er das Gute, daß er mir, wenn ich meine Uhr zu stellen vergessen hatte, gleich wie die von der Sonne abgefeuerte kleine Kanone im Palais Royal, genau die zwölfte Stunde anzeigte. Selbst den Wanzen, die in warmen Nächten größere Reunionen auf meinem Lager veranstalteten und auf meine Kosten das Souper arrangirten, zürnte ich nicht; als geborne Pariser hatten sie an meine Häuslichkeit ältere Rechte, und besaßen die Zartheit, sich während ihrer geselligen Vergnügungen still zu verhalten. Ein wenig persisches Insektenpulver vertagte sehr bald ihren Club.

Am meisten litt mein Hausfrieden durch die hohe Entwicklung des Pariser Straßenlebens. Die ersten Laute, die Morgens zu meinen Ohren drangen und stark genug waren, um wie Brutus bei Shakespeare sagt, des Schlummers „bleierne Keule" von mir armem Knaben zu wälzen, waren die Fanfaren der Leute, welche Krähne an Filtrirmaschinen ausbessern oder verkaufen, und auf diesen Krähnen derartig blasen, daß sie zuletzt auf der Sekunde der Tonart eine wehmüthige Fermate anbringen, eine Wendung, die auch einen millionenmal kleineren Musiker als J. Seb. Bach bis zum Wahnsinn bringen kann. Ihnen schlossen sich die Apfelsinenverkäuferinnen an, die das Lob ihrer Früchte in J-dur sangen, einer noch unbenutzten Pariser Tonart, die den Herren Halévy und Berlioz bestens empfohlen sein mag.

Der rücksichtslose Gebrauch, den die demnächst vorbeiziehende Nationalgarde von ihrer Trommel machte, war dagegen wieder eine wahre musikalische Erquickung, eine Idylle von Mozart, eine besänftigende einlullende Melodie. Sehr durchgreifend kam mir später die Harmonie der auf Wagen gefahrenen Drehorgeln vor, einer Sorte ausgewachsener Instrumente, die wir in Deutschland, wo die Leierkasten nur wie kleine Kinder auf den Armen getragen werden, noch gar nicht kennen. Dazu gesellten sich mehrere Sorten merkantilischer Geschreie, aus denen ich wohl die Betheiligung aller Lebensalter, nicht aber die Gegenstände der Anpreisung heraushörte; den akustischen Hintergrund bildete der rollende Wagendonner des nahen Boulevarts. Nachdem ich mich längere Zeit des Genusses meiner stillen Häuslichkeit erfreut hatte, kam ich zu dem Resultate, daß der Pariser sich in vollkommenem Rechte befindet, wenn er die Straße dem Hause vorzieht und seine geistigen Arbeiten in einem Lesekabinette, oder einem Kaffeehause anfertigt. Ja ich glaubte wahrzunehmen, daß der kosmopolitische Charakter der französischen Literaturprodukte, namentlich der dramatischen, davon herrühre, daß sie auf der Straße entstanden, zum Theil wohl auch im Freien geschrieben worden seien. So beruhigte ich mich denn allmählich, schlief nur, so viel es anging, zu Hause, und arbeitete auf meinen Promenaden, indem ich vollständig Verzicht leistete auf jede Pariser Häuslichkeit.

Omnibusstudien.

In keinem anderen Punkte kündigt sich die Verschiedenheit des deutschen und französischen Nationalcharakters bestimmter an, als in der Beschaffenheit der beiderseitigen Omnibus, denn was Allen gewidmet ist, was von Allen gebraucht wird, dem drücken auch Alle den Stempel ihrer Gesammtheit auf. Was der deutsche Omnibus ist, weiß Jeder, mag er nun seine jährliche Erholungsreise, oder nur seine tägliche Tour von der Sommerwohnung in die Stadt machen; der deutsche Omnibus ist immer derselbe, ob er vom Stephansplatze in Wien, oder von der Schloßfreiheit zu Berlin abfährt, ob er am Bahnhofe in München oder zu Baden-Baden hält. Begreifen wir seinen Charakter recht, so ist er ein stiller, beschaulicher Geselle von phlegmatischem Temperament, langsamem Gange und gemüthlichem Wesen. Er betreibt sein Geschäft wie ein kleiner Rentier, der von seinen wenigen Zinsen lebt, gewissermaßen durch's Leben spazieren geht, und jede Uebereilung als gesundheitsfeindlich, wie die Sünde haßt. Da der deutsche

Omnibus Niemanden beleidigen will, so hütet er sich, kräftigen Fußwanderern zuvorzueilen, und schaut frauenzimmerlichen Abschiedsscenen mit tiefer Rührung zu; außerdem ist er noch mehr als Wilmsen, ein ächter Kinderfreund.

Betrachten wir dagegen den französischen Omnibus, so finden wir in ihm einen höchst thätigen Geschäftsmann, dem jede Secunde kostbar ist, der sich nicht die geringste Ruhe gönnt, bis sein Tagewerk vollbracht ist. Er stopft seine Passagiere in den inneren Raum, wie der Tapezier die Füllung in die Matratze, und jagt mit Eisenbahnschnelle von dannen. Von gefühlvollen Abschieden weiß er nichts, die Jugend hält er für ebenso zahlungsfähig als das Alter, und seine Pferde vereinigen die Schnelligkeit der Renner mit der Kraft und Ausdauer der Karrengäule. Der deutsche Omnibus ist im Ganzen nur eine billige Gelegenheit, um behaglich spazieren zu fahren; der französische ein wohlfeiles Beschleunigungsmittel des großstädtischen Verkehrs. Wie es aber keine Regel ohne Ausnahme giebt, so sind auch deutsche Omnibus vorhanden, die in französische hastige Geschäftsmäßigkeit ausarten, und Pariser Omnibus, die Deutschland Ehre machen würden.

Ihrem Aussehen nach zerfallen alle Omnibus zu Paris in zwei Klassen. Die auf den ebenen Chausseen der Boulevarts und Umgegend fahrenden, haben zwei Reihen „Banquette“ genannter Deckplätze; die im Innern

der Stadt coursirenden, sind länger gebaut und nehmen, der Gefahr des Umwerfens auf dem Pflaster wegen, keine Deckpassagiere auf. Die Deckplätze kosten stets nur die Hälfte der Innenplätze; wo jene nicht vorhanden sind, besteht nur ein Preis. Fast auf allen Linien kann man, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, ohne einen Heller mehr zu bezahlen, in eine andere Linie übergehen, wenn man beim Einsteigen dem Conducteur seine Absicht durch die Worte „mit Correspondenz" anzeigt. Man erhält dann einen Zettel, den man beim Einsteigen in den Omnibus der zweiten gewählten Tour nur abzugeben nöthig hat. Mit Hülfe eines guten Planes und Wegweisers, nebst einem genauen Inhaltsverzeichnisse der Omnibus von Paris, kann man bei tüchtigem Gedächtniß und fleißigen Studien in den Morgenstunden, bald so weit kommen, um mit Vortheil das Pflaster von Paris zu befahren, ohne den Fiakern in die Hände zu fallen. Vortrefflich geübte und sichere Omnibusfahrer sind indessen selbst in Paris ebenso selten, als die geprüften Schiffscapitaine, welche in allen Meeren zu steuern verstehen. Wie Dampfschiffe, haben die Omnibus aber nicht nur Häfen, von denen sie abgehen und wo sie anlangen, sondern auch Stationen zum Absetzen und Aufnehmen von Passagieren. Hier versammelt man sich und erhält Nummern, welche die Reihenfolge des Einsteigens bestimmen. Reichen die vorhandenen Plätze nicht aus, so muß man auf den nächsten Wagen warten, der indessen bei dem

raschen Verkehr nie länger als einige Minuten auszubleiben pflegt. Die Conducteure rufen diese Stationen nebst ihren Verbindungslinien stets laut aus; das Pariser Omnibuswesen ist mit einem Worte ein großes geordnetes Ganzes und rücksichtsvoller gegen das Publicum eingerichtet, als sämmtliche Eisenbahnverbände.

Die erste Klasse der Omnibus mit Deckplätzen ist, wie es schon in der Beschaffenheit der von ihr benutzten besseren Fahrwege liegt, auch die eiligere; sie ist die Schnellpost dieses Genre's von Wagen. Oben mit rauchenden Blousenmännern, kleinen Geschäftsleuten, Soldaten und Knaben, zuweilen auch mit unternehmenden Frauenzimmern bedeckt, inwendig vollgepropft, eilen sie in starkem Trabe vorüber und sind nur in seltenen Fällen im Stande unterweges Passagiere aufzunehmen. Der Conducteur schließt die hintere Oeffnung durch eine eiserne Stange, die zugleich ein Täfelchen mit der Inschrift „complet" losschnallt, und die wilde Jagd braust vorüber. Nur an den Ausgangspunkten kann man in den Stunden von 12 bis 6 Uhr mit Sicherheit auf einen Platz rechnen, da hier stets mehrere Wagen derselben Linie in kurzen Fristen anlangen; auf den Stationen ist daher der Jammer der zurückbleibenden Frauenzimmer und Kinder oft herzbrechend. Theils ist die Zeit der Fahrt zu kurz, theils sind die Störungen des Geld einkassirenden, und selbst größere Summen wechselnden Conducteurs zu groß, als daß man in dieser Klasse ruhigere Beob-

achtungen anstellen könnte. Die Fahrgäste springen in Eile hinaus, die neue Fracht klettert in Todesangst hinein und hilft sich unnachsichtlich an den Knieen der Sitzenden weiter, jeder legt bei alten oder schwachen Leuten mit Hand an, jeder nimmt Partei für den Conducteur, wenn ein betrügerischer Kunde behaupten will, schon bezahlt zu haben; die guten Seiten der menschlichen Natur treten hier auf das Erfreulichste hervor.

Die zweite Klasse trägt eine ganz abweichende Physiognomie; sie schließt nicht mehr den kosmopolitischen Omnibus, sondern den städtischen Pariser Omnibus mit allen seinen Eigenthümlichkeiten in sich. Wer genug Laune besitzt, um sich an dem Volkstreiben in seiner Charakteristik zu ergötzen, und allerlei wunderliche und lächerliche Leute kennen zu lernen, der befleißige sich dieser Fahrzeuge, die nur die Boulevarts zu berühren pflegen, und meistens die engen inneren Straßen der Stadt durcharbeiten. Ihr Inneres enthält auf jeder Seite acht Plätze und der Thür gegenüber einen Rücksitz in einer Art knapper Nische, der mit einem Präsidententhron eine unverkennbare Aehnlichkeit hat. Das Schicksal gefällt sich wie in unerwarteten großen Schlägen, so auch in kleinen muthwilligen Streichen, und auf diesen Rücksitz pflegt es ganz besonders seinen Witz gemünzt zu haben. Nur selten geräth eine andere Person dorthin, als ein ganz ausgesprochener Komiker, welcher die übrige, aus sechszehn Personen bestehende Gesellschaft

die Fahrt über auf das kurzweiligste, durch sein Gespräch oder sein Aeußeres unterhält. Nehmen wir an, daß ein verspäteter Mann mit einem großen Packet diesen engen Thron einnimmt, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß nach zwei Minuten zwischen ihm und dem Packet Feindseligkeiten ausbrechen, und dasselbe in Grenzstreitigkeiten mit seiner Persönlichkeit geräth; schläft er gar ein und läßt sein Packet den Nachbarn auf die Hühneraugen fallen, die einzige Sorte von Augen, über deren mangelhafte Beschaffenheit weder die Gelehrten noch die Ungelehrten unseres Zeitalters sich zu beklagen haben, so ist die komische Situation fertig. Oder wir nehmen an, daß ein ergrauter Junggeselle, an denen Paris Ueberfluß leidet, seinen Bedarf auf dem Fischmarkte selber besorgt hat, und mit einer etwas ältlichen Seezunge oder einem gleichaltrigen Stück Lachs auf Nr. 17. Platz nimmt, so wird sehr bald eine strenge Fischkritik im Gange sein, und die Tabaksdose so schnell wie der flinkste Planet unseres Sonnensystems rotiren. Zuweilen kommt es dann wieder vor, daß ein einsteigender Vater seinen kleinen Sohn, weder sicher, noch warm auf dem Schooße halten kann, und die Nebensitzenden ihm, wie Erlkönig, gern ein Leids anthun möchten, weil er seine schmutzigen Schuhsohlen an ihren Beinkleidern zu reinigen sich abmüht. Von Nr. 17 pflegt, wie zur Römerzeit von Afrika, immer etwas Neues zu kommen, sei es das unwillige Geschnatter einer Frau, die sich mit dem Stocke an

dem mitgenommenen Rosenbäumchen die krumme Warzennase gestoßen hat, oder das Fragespiel eines neugierigen Greises, der mit Jedem zu Conversationszwecken anbindet. Selbst der Conducteur steht mit Nr. 17. stets in einem magischen Rapport und betrachtet die dort sitzenden Touristen, als die auserwählten Werkzeuge des Schicksals, um die Einförmigkeit seines mühevollen Daseins zu erheitern. Die Wege eines solchen siebenzehnsitzigen Omnibus sind für den menschlichen Geist eines Fremden nie anders, als dunkel und unerforschlich; nur die Vorsehung der dazu gehörigen Compagnie kann darüber Kunde ertheilen, denn Conducteur und Kutscher sind lediglich ihre blinden und stummen Werkzeuge. Das sind die ächten Geheimnisse von Paris, die düsteren Beweggründe des kleinen, nach Käse und gebratenen Kartoffeln duftenden Spießbürgerlebens, welche den Lauf dieser Omnibus reguliren. Ihre Ausgangs- und Endpunkte scheinen leere Vorwände oder höchstens logische Nothwendigkeiten zu sein, da einmal jedes Ding einen Anfang und ein Ende haben muß; die Hauptsache geht in den verborgenen Stadtgedärmen vor sich, von deren Windungen das ganze Getriebe des Unternehmens lebt. Wenn Lokomotiven, Postwagen und gewöhnliche Omnibus einen unwiderstehlichen Hang zur geraden Linie haben, so verabscheuen unsere vierräderigen Sonderlinge nichts mehr, als den kürzesten Weg zwischen zwei Punkten. Hundert Schritte in den Straßen St. Martin oder

St. Denis gelten ihnen für eine unerträgliche Qual, sie biegen sofort in eine angstvolle Quergasse und schwelgen in der Seligkeit, mit einem Kohlenkarren zusammenzufahren, oder so nahe an den Häusern vorbeizustreichen, daß sie den Rauchern in den Thüren die kurzen Thonpfeifen vor dem Munde zerbrechen. Kommen sie nach einer halben Stunde wieder an die Luft, so fühlen sie sich befangen, wie ausgegrabene Maulwürfe, und ruhen nicht eher, als bis sie wieder bis über das Verdeck in modernde Wände, lärmende Handwerksstätten, kleine Speisehäuser, Büreaus für militärische Ersatzmänner, Vogelhandlungen und Bierkneipen begraben sind. Vielleicht gelingt es, aus dem viel wechselnden Publikum eine Erklärung dieses sonderbaren Phänomens herzustellen. Da Paris zwar nicht nach dem Calcül seiner Behörden und Schriftsteller, aber nach der Beobachtung eines rastlosen Fußwanderers und Omnibusfahrers, in vier, theils ganz getrennte, theils ineinander gemischte Stadtviertel zerfällt, je nachdem das Leben darin in Schwelgerei genossen, oder mit der blanken Waffe beherrscht, je nachdem es bei Entbehrung und wenig Schlaf durchstudirt, oder mit harter Faust durcharbeitet wird, so müssen wir unsere Omnibussorte wohl hauptsächlich im Bereich dieser beiden letzten ideellen Arrondissements suchen. Durch das lateinische Viertel hinauf zu jenem Paris der Armuth, und durch die fleißige dunkle Binnenstadt an den oberen Ufern der

2*

Seine, rollen sie hin und befördern die wunderlichsten Exemplare der bunten Bevölkerung. Welche Gegensätze bergen diese siebenzehn Sitze! Neben einer alten Frau in Trauer, die mit ihrem Gebetbuche zu einer entlegenen Kirche fährt, um ein Gelübde zu erfüllen, sitzt ein fettgleißender Fünfziger und fährt Rendezvous mit der zwei Centner schweren Ehehälfte eines Andern. Neben der niedlichen Schneidermamsell und ihrem Carton, den sie häufig lüftet, um sich zu überzeugen, ob das Gebilde ihrer kleinen Hände nicht fortgeflogen, ehe es seinen eleganten Bestimmungsort erreicht hat, sitzt ein wachsgelber Weltgeistlicher und putzt seine hörnene Nase mit einem blaugewürfelten Taschentuche. Der ihm gegenübersitzende Bourgeois kehrt wie der Mann der Kirche die Augen zu Boden, aber nicht mit der andächtigen Ruhe eines auf die Freuden der Welt verzichtenden Gemüthes, sondern in einer seltsamen geschäftlichen Hast. Er sieht den Menschen nicht in die Augen, sondern auf die Füße; sollte er gar ein Ballenarzt sein, und wären diese kleinen Päckchen, die er so zärtlich auf seinem Schooße hält, Pflaster? Sein Nachbar kann nur als Kaninchenbändiger wirken; das dritte Wort aus seinem Munde lautet „lapin.“ Die wißbegierige alte Dame zur Linken lauscht auf seine Auseinandersetzungen mit wahrer Verehrung, sie begleitet das Kaninchen von der Wiege im Kellerloch an, durch ein salatvolles Leben, bis zu dem Engroshändler in Kaninchen hinter der

Kirche St. Eustache, wo ihm das Genick abgestoßen und seine Leiche als Fricasseecandidat auf Katafalkbrettern im Schaufenster ausgestellt wird. Zwei Soldaten von der Linie besprechen sich über Kasernenangelegenheiten und essen dazu Galette, jenen unausgebackenen Kuchen, dessen Anblick jedem Fremden Magenschmerzen verursacht, den aber der gemeine Mann fortwährend zu essen aushält. Außerdem liebäugeln sie mit einer pflichtvergessenen Amme, die, statt ihren anvertrauten Säugling im Tuileriengarten zu lüften, einen heimlichen Abstecher zu den Fahnen gemacht hat, denen sie ihren gegenwärtigen Posten verdankt.

Wir sind an einer Station angelangt und die ganze Gesellschaft stürzt sich aus dem Wagen, um auf andere Linien überzugehen; eine vollkommen neue Besatzung bemächtigt sich des Wagens. Zuerst steigt ein Vater ein, der für seinen Sohn eine Sonntagsmütze für alt gekauft hat, und dieses Kleinod zu hoch schätzt, um es schlechtweg zu Fuß nach Hause zu bringen; dann ein Schiffscapitain mit permanenten Handschuhen aus Theer, die vor Jahren rabenschwarz waren und allmälig bis zum Mulattenteint heruntergewaschen sind. Da er schwere spanische Weine geladen hat, so schieben seine beiden Söhne, die er wahrscheinlich in ihrer Pension besucht, ihn vorwärts und machen dabei verstohlene Bemerkungen über diesen biedern Alten. Noch mehr Aufmerksamkeit schenkt ihm eine leichtfüßige Schöne, an deren weichen

Fingerspitzen man erkennt, daß sie ihren Unterhalt nicht mit der Nähnadel verdient. Nun setzt sich der Omnibus in Bewegung und verschwindet in einer halbdunklen Gasse, um gleich wieder anzuhalten, ohne daß doch ein Passagier einsteigt. Der Omnibus hat eine seiner beliebtesten Unterhaltungen gefunden und ist in eine Heerde von Eselinnen gerathen, wie sie durch Paris getrieben und vor den Häusern gemolken werden. Die armen verhungerten Thiere eilten ihrem Führer voraus nach Hause und können jetzt nicht weiter. Nach und nach werden sie einzeln zwischen den Rädern und Häusern auf beiden Seiten durchgetrieben, während die schmutzige Bevölkerung unter die Hausthüren tritt und die unerwartete Zerstreuung lebhaft begrüßt. Kaum sind wir frei geworden, so gerathen wir auch schon bei der Wendung um eine Ecke in einen Train von schwerbeladenen Baukarren, bespannt mit dickköpfigen zottigen Schimmelhengsten aus der Normandie. Die Buben des Schiffscapitains freuen sich über die Pferde, der Schiffskapitain über seine Buben, die Schöne über den Alten, der Vater über die Sonntagsmütze seines Buben, der Conducteur des Wagens über die ganze Scene; nur Einer wird ungeduldig und springt aus dem Omnibus, um seinen Weg rascher zu Fuß fortzusetzen.

Der Jardin des Plantes.

Wenn man die lange zusammenhängende Reihe der Boulevarts von der Kirche Madeleine an bis zur Juli-Säule durchwandert, gelangt man endlich in eine Gegend, wo die dichten Massen der Häusergebirge sich lichten und die liebliche Luft der Anhöhen die unaufhörlichen Arbeiten und Leiden dieser übereinandergehäuften Menschenklumpen anfächeln und ein wenig lindern kann. Ueberschreitet man hier die Brücke von Austerlitz, deren geschmacklos roth angestrichenes Geländer wunderlich von ihrem stolzen Bau absticht, so steht man vor dem berühmten Pflanzen- und Thiergarten, in dem sich Einheimische und Fremde, Gelehrte und Laien, Greise wie Kinder ergötzen und unterrichten. Die Pforten des Jardin des Plantes stehen von früh bis spät gastlich offen; im Angesichte der Schätze und Wunder der Natur herrscht eine vollkommene Gleichberechtigung aller Stände, und kein Eintrittsgeld verbannt den Aermeren, um den Wohlhabenden die lächerlichen Empfindungen der Exclusivität zu gönnen. Sehen wir zunächst von den zahlreichen naturhistorischen

Sammlungen ab, die sämmtliche Anlagen architektonisch einfassen, so zerfällt der Jardin des Plantes in zwei gleich große, lange, nebeneinanderlaufende Vierecke, deren links gelegenes der Pflanzenwelt gewidmet ist, während sich rechts vom Eingange die zahlreichen Wohnungen der lebendigen Thiere befinden. Je nach Alter und Neigungen wenden sich die Besucher einer dieser Abtheilungen zu. Die Liebhaber und Kenner der Botanik, die beschaulich gemüthlichen Spaziergänger, die vom Toben des Pariser Straßenlärms betäubten Gäste aus der Fremde, suchen in der herrlichen schattigen Allee, die geraden Weges zu dem stattlichen Hauptgebäude des Institutes führt, einen Zufluchtsort, und laben sich an den süßen Düften der unzähligen Beete, auf denen die Blumen aller Zonen blühen. Die Menge des Volkes, die Jugend, die Freunde mannigfaltiger Gestaltungen des zierlichen oder großartigen Thierlebens eilen in die andere Abtheilung, und zerstreuen sich vor den Käfichen und Spielplätzen der vier- und zweifüßigen Bewohner des Erdballs. Hieher spazieren zunächst auch die schreibenden Touristen und machen die Bekanntschaft der populärsten Größe von Paris, die sich niemals durch einen barschen Portier vor der Neugier des Auslandes absperrt, sich niemals verläugnen läßt, sondern für den geringsten Bissen Brot seine besten Complimente macht, — die Bekanntschaft des wohlerzogenen braunen Bären Martin. Wir bleiben vorläufig im Bezirk der stillen

Pflanzen und erfreuen uns der verständigen und liebenswürdigen Einrichtungen der Verwaltung des Instituts. Das Terrain neben der Allee ist in zierlich eingehegte regelmäßige Beete eingetheilt, zu denen der Eintritt Jedermann offen steht. Nur wo in gewissen Abschnitten die emsige Pflege und Arbeit der angestellten Gärtner gestört werden würde, bleibt so lange die Passage gesperrt, doch verhindern die niedrigen, kaum drei Fuß hohen Zäunchen nicht den Anblick der Pflanzen und Blumen. Höchst nachahmungswürdig ist die Anordnung. Indem nicht allein die gelehrten Tendenzen, sondern vor Allem die Zwecke einer populären Bildung berücksichtigt werden, hat man sich beeifert, der Wißbegierde des Laien freundlich entgegenzukommen. Die kleinen Beete sind überall wieder in etwa zwei Quadratfuß große Flächen abgetheilt, deren jede einer bestimmten Pflanze angewiesen ist. Alles, was zur Ernährung des Menschen dient, die üblichsten Gewächse der Heilkunde, die Gift- und Zierpflanzen, erblickt man hier sauber cultivirt, jedes Exemplar mit lateinischem und französischem Namen bezeichnet. Wenn eines dieser Gewächse, wie z. B. der Reis, zu seinem Bestehen sumpfigen Erdboden braucht, so gewährt die über ganz Paris netzartig verbreitete Wasserleitung den Vortheil, das Erdreich fortdauernd durch einen tröpfelnden, sorgfältig geregelten Zufluß, in einem bestimmten Grade von Feuchtigkeit zu erhalten. In einem solchen Falle steht die Pflanze in einem be-

sonderen Steinbassin, dessen Wände die weniger durstigen Nachbarn vor dem Ueberfluß schützen. An manchen Stellen wohnen ganze Familien von Sumpfpflanzen in größeren kreisrunden künstlichen Teichen beisammen und ihre Blüthen werden oft durch den Sprühregen kleiner künstlicher Springbrunnen erfrischt. Hie und da erblickt man die Mündungen größerer Röhren, zu deren Oeffnung ein besonderes, im Besitz des Gärtnerpersonals befindliches, einem Schraubenzieher nicht unähnliches eisernes Werkzeug dient, mittelst dessen in Zeiten der Dürre schnell und sicher ein Siechthum der Vegetation verhindert werden kann.

Somit ist die Möglichkeit einer Verbreitung der botanischen Kenntnisse, welche zur allgemeinen Bildung gehören und das menschliche Leben theils ergötzen, theils vor vielfachem Schaden bewahren, dem gesammten Publikum gewährt. Der Gelehrte von Fach mag noch so verächtlich auf diese Schuleinrichtungen herabblicken; jeder Unbefangene dagegen wird freudig die Gelegenheit benutzen, so manche oft nicht durch seine Schuld in der Jugend versäumte Belehrung nachzuholen und unter den Augen der sichtenden Wissenschaft hier lebendig zu beobachten, was er bis dahin oft nur in Herbarien erblickt hatte. Wenn Väter oder Lehrer den Sommer hindurch den Jardin des Plantes in regelmäßigen Terminen besuchen, so können sie ihren Kindern ein anschauliches Bild des Keimens, Wachsthumes, der Blüthe und Frucht

aller der Pflanzen verschaffen, welche in irgend einer Beziehung zu den gegenwärtigen Bedürfnissen und Gewohnheiten der menschlichen Gesellschaft stehen. Die Sucht der Franzosen, alle ihre Thätigkeit, vielleicht nur die Politik unter dem gegenwärtigen Gouvernement ausgenommen, an die Oeffentlichkeit herauszukehren und damit einiges theatralische Schaugepränge zu treiben, erzielt in dem vorliegenden Falle die segensreichsten Erfolge. Wir wohnten selber einer anmuthigen Situation bei, in welcher ein junger Botaniker seine älteren Verwandten aus der Stadt unter den Gräsern umherführte und sie die verschiedenen Getreidearten unterscheiden lehrte, wobei es unter seinen Schülern nicht an ebenso komischen Verwechselungen fehlte, wie wir sie erleben, wenn der Städter unter die Oekonomen geräth, und sich ihre Verachtung durch seine bodenlose Unwissenheit zuzieht. Unsere Franzosen, ehrsame grauköpfige Arbeiter in blauen Blousen, nahmen jedoch die Scherze ihres Cicerone mit großer Toleranz auf und bewunderten mit vieler Hochachtung vorzüglich die herrlichen Weizenhalme, denen sie das köstliche Weißbrot verdanken, das nun einmal zur Existenz auch des ärmsten Mannes in Frankreich gehört, wie die Kartoffel zum Leben des Proletariers im nördlichen Deutschland.

Dem Nützlichen, Heilsamen oder Schädlichen wird aber nicht allein Beachtung geschenkt; die Wissenschaft in ihren volksthümlichen Richtungen bemüht sich auch, das

Schöne und Anmuthige in möglichst vollkommenen Exemplaren zu erziehen. So weit das Klima von Paris es gestattet, werden die wichtigsten Gattungen der Ziergewächse im Freien erzogen und können die ganze Saison hindurch beobachtet werden. Laternenartige, gläserne Behälter, die oft kolossale Dimensionen annehmen, schützen diejenigen Blüthen und Knospen, welche nur während weniger heißen Mittagsstunden in freier Luft aushalten können. Andere Gewächse, die gern ihr Terrain überschreiten, müssen sich einer strengen Disciplin unterwerfen und sitzen unter großen Drathglocken eingesperrt, durch deren Maschen oft ihre niedlichen Blüthen zu entschlüpfen suchen. Der tropischen Vegetation sind besondere Gewächs- und Palmenhäuser gewidmet, welche dem Laien zwar Erstaunen verursachen, im Ganzen aber doch nur den Männern der Wissenschaft verständlich sind. Das wißbegierige Volk von Paris wendet in seinem richtigen Takt daher auch die ungetheilte Aufmerksamkeit nur der freigelegenen Abtheilung des Gartens zu und bereichert seine Phantasie an der europäischen Vegetation. Wir glauben keinen falschen Schluß zu thun, wenn wir die unnachahmliche Fertigkeit der Pariser Arbeiter in der Fabrikation künstlicher Blumen, einmal ihrer natürlichen Beobachtungsgabe, dann aber vorzüglich der Gelegenheit zuschreiben, im Jardin des Plantes zu jeder Zeit, die Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten der Gewächse, ihre Dimensionen und malerischen Bildungen, ja ihre Fehler

und Krankheiten kennen zu lernen. Man kann sich auf der oberen Galerie der Industrie-Ausstellung von dieser Virtuosität überzeugen. Nicht nur die reizendsten Phantasie-Blüthen und Blätter, hervorgegangen aus den Händen armer Ouvriers, finden wir hier, Kunstwerke, welche nach einer durchtobten Ballnacht vielleicht von einer gedankenlosen Courtisane verächtlich bei Seite geworfen werden; sondern auch die treuesten peinlichsten Nachbildungen der Natur. Die vollendete Kunst der älteren und neueren Blumenmaler muß beschämt vor diesen Meisterwerken zurücktreten. Selbst im Stadium ihres Verfalles versteht man die Natur nachzuahmen und durch feine Gruppirung ihr eine künstlerische Wirkung abzugewinnen. So haben wir einen verwelkenden Veilchenstrauß gesehen, von dessen Künstlichkeit uns keine Betheuerung des Verfertigers, sondern erst die eigene Berührung überzeugen konnte.

Die Gewandtheit der Pariser Blumenhändlerinnen geschmackvolle Bouquets zu verfertigen, hängt damit enge zusammen. Der Jardin des Plantes mit seinen sinnigen Zusammenstellungen ist die Hochschule für die Frauen und Mädchen, die neben der Kirche Madeleine dem eleganten Paris ihre köstlichen und dabei billigen Blumen anbieten.

Der eigentliche Pflanzengarten, der übrigens sonst strenge von seinem geräuschvolleren Nachbarn geschieden ist, wird nur durch den Weg mit ihm verbunden, wel-

cher zu der Anhöhe führt, an deren Abhang die berühmte Ceder, eine Urenkelin ihrer Ahnen vom Libanon, prangt. Obgleich sie zu den Jüngsten ihres Geschlechtes gehört, da der bekannte Botaniker Jussieu sie erst im Jahre 1735 gepflanzt hat, so imponirt sie doch durch ihren Umfang und die edle Erhabenheit ihrer trauernden Physiognomie. Vom Gipfel der Anhöhe, aus dem kleinen Belvedere betrachtet, gleicht sie einem Gebilde von schwarzgrünen Mooswolken, die sich in der blauen Luft schwebend um dunkelbraune knorrige Aeste gelagert haben. Eine lichte Vegetation nordischer Baumstämme rauscht um das schweigsame Kind des Orients und kniet vor seinen feierlichen Wipfeln. Die Zerstörungssucht zahlreicher Revolutionen hat diese Ceder nicht berührt, und unantastbar, wie die biblische Sage, wächst sie in die ungewisse Zukunft hinaus, und wird noch viele Geschlechter der Menschen und Pflanzen überleben.

Unfern von ihr bietet jenes Belvedere eine unvergleichliche Aussicht auf Paris dar. Ein graues aus Schieferdächern erstarrtes Meer wird durch Kuppeln und stolze Gipfel von Palästen unterbrochen; in einen trüben Dunst gesponnen, droht der ferne Montmartre, und die Paris umarmenden schönen Anhöhen neigen sich sanft gegen Napoleons Triumphbogen, der aus dieser Entfernung gesehen mehr dem Spielzeug eines Kindes gleicht, als dem ägyptisch grandiosen Denkmal eines todten Heroen und seiner Feldherren und Armeen. So verschwinden

auch, vom Standpunkte der Wissenschaft aus erwogen, die Thaten und Sorgen der Einzelnen und es bleiben nur die Gattungen übrig, die sich vergeblich in thörichter Wuth unter einander befehden, während über sie alle das weise, unerschütterliche Naturgesetz herrscht und immer neue Kämpfer aus den Gräbern der Gebliebenen auferstehen heißt.

Die zoologische Abtheilung des Jardin des Plantes ist natürlich vermöge ihres Inhaltes die volksthümlichere. Wenn das Behagen an der Pflanzenwelt eine edlere Wißbegierde voraussetzt, so wird hier die Neugier vollauf befriedigt. Soldaten und Arbeiter, Frauen und Kinder pilgern in dichten Schwärmen hieher, und schnell einander folgende Omnibus befördern aus entfernteren Stadtheilen fortwährend Fuhren von Schaulustigen nach dem Jardin des Plantes.

Die Käfiche und freien Spielplätze der Thiere sind auf einen unverhältnißmäßig geringen Raum zusammengedrängt, und bei dem raschen Anwachsen der Sammlung dürfte der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, in dem der eigentliche Pflanzengarten einen Theil seines Terrains an den eigentlichen Thiergarten abtreten muß. Schon jetzt bereitet die Menge der Raubthiere der Verwaltung Verlegenheiten und auch so manche andere friedlichere Thierarten müssen sich in einem gemeinsamen Gehege vertragen, ein Umstand, der natürlich den meisten Laien ihr Erkennen erschwert, da namentlich bei den sel-

teneren Antilopengattungen die an den Gittern aufgehängten Blechtäfelchen oft auf die unrechten Exemplare bezogen werden. So hält sich z. B. der ganze Chorus der amerikanischen Süßwasser-Schildkröten in einer einzigen gemeinschaftlichen Villa mit dazugehörigem Wasser-Reservoir auf, und man muß schon ein gründlicher Schildkrötenkenner sein, um in dieser phlegmatischen Gesellschaft, die auf dem steinernen Rande des Bassins in der warmen Morgensonne einen komischen Gänsemarsch einübt, aus dem ungeschickte Theilnehmer öfter in das Wasser zurückplumpen, die einzelnen Familien herauszufinden. Der größte Zudrang bildet sich, wie überall in öffentlichen Menagerien, vor dem Affenhause. Das geheime Bewußtsein der Familienähnlichkeit versammelt die Menschen vor der Wohnung ihrer nach dem Geburtsregister der Natur nächstältesten Geschwister. Die Behörde des Jardin des Plantes hat jedoch nicht für gut befunden, den Parisern das Vergnügen zu machen, sämmtliche Repräsentanten des Affenthums zugleich, wie es zu Berlin geschieht, im Affenhause vorzuführen. Es liegen zu traurige Resultate von der Unvereinbarkeit der äffischen Nationalitäten vor, als daß man fernere Versuche einer möglichen Allianzen-Bildung unter den behaarten Baumbewohnern und Waldmenschen versuchen sollte. Deshalb hat, wie in Gefängnissen, jede Sippschaft, die sich einigermaßen untereinander verträgt, ihre Freistunde, zu der sie aus den Einzelzellen in den großen allgemeinen, mit

Drath überzogenen Conversations- und Spielsaal gelassen, und nach Ablauf derselben unnachsichtlich wieder eingepfercht wird, um einer andern Section Platz zu machen. Man wäre aber noch ein schlechter Menschen- also auch Affenbeobachter, meinte man, daß die Familien ein patriarchalisches Naturleben führten. Auch hier sind die Zwistigkeiten unter Anverwandten oft erbitterter, als die Feindseligkeiten unter verschiedenen Geschlechtern, und es fehlt selbst nicht an Beispielen kindlichen Undanks, der dem alten Vater das von barmherzigen Händen zugeworfene Stück Brot vom Munde wegreißt, und damit auf den dünnsten und höchsten Zweig flüchtet, um es ungestört mit höhnendem Zähnefletschen zu verzehren. Obgleich diese Affen nie auf die Boulevarts hinauskommen, so kopiren sie in dem Punkte der Habsucht und Erbarmungslosigkeit ihre Vorbilder doch so treu, daß man sich in die eleganteste Gesellschaft versetzt glaubt. Nur ein ehrwürdiges Mitglied dieses großen und achtungswerthen Geschlechtes führt ein einsames Garçonleben; es ist der große Schimpanse. Sowohl seine Statur und Körperkraft, als auch sein aristokratisches Selbstgefühl sind von der Art, daß der Vorstand des Gartens ihn nie mit seinen von der Natur minder begünstigten Verwandten zusammenbringt, sondern seine Spielstunde im Salon eine Zeit ungestörter Betrachtung und ungehinderten Verzehrens der reichlich zugeworfenen Bissen sein läßt. Viele kleine Knaben, deren Format mit dem seinigen harmo-

nirt, pflegen ihn um seine gänzliche Freisprechung von Seife, Kamm und Bürste zu beneiden und sich ein ähnliches wohlgenährtes Leben zu wünschen. Wenn ihm Jemand den Rang streitig machen kann, so ist es nur der Elephant, eines der schönsten größten Exemplare, die es in der Welt giebt. Was jene wilde, drei Fuß hohe Affenbestie durch ihre Bösartigkeit und ungebändigte Wildheit ertrotzt, das gewinnt der Elephant durch den Zauber seiner Liebenswürdigkeit und Urbanität. Wer der quecksilbernen Natur der Franzosen müde ist, wessen Ohren von ihrem unaufhörlichen Geschnatter betäubt sind, wer ihre Parforcejagd nach Gewinn nicht länger mit ansehen kann, der fahre schleunig nach dem Jardin des Plantes und versuche die drei- und vierfache Menschenmauer zu durchbrechen, welche stets das haushohe, mit Eisen beschlagene Gehege des Elephanten umgiebt. In seiner Mitte steht der vornehmste Mann der Tropenzone und schwingt anmuthig zwischen den rauhen Stoßzähnen seinen mächtigen Rüssel. Ein wohlwollendes Lächeln scheint um sein schwärzliches Antlitz zu wehen, und selbst sein Ohrenspiel, das dem Fächeln von zwei großen Segeln gleicht, verräth sanfte Gemüthsbewegungen. Wie ein indischer Ascet verharrt er ruhig in derselben Stellung und nimmt mit dankbarem Blick die mannigfaltigen Bissen in Empfang, die ihm von allen Seiten zufließen. Einst der König der Wälder, findet er sich jetzt vortrefflich in die Rolle des demüthigsten Bettlers der Natur.

Weder Oedipus noch Belisar haben ihren Glückswechsel so philosophisch ertragen. Er nimmt und verzehrt Alles, Brot, Pfefferkuchen und Confect; er bückt sich selbst nach der kleinsten Erdbeere und weiß sie sehr geschickt in sein ungeheures Maul zu bringen. Nie wird er ungeduldig, wenn muthwillige Buben ihn mit scheinbarem Wurfe äffen; er kennt die Täuschungen des Lebens, sinkt aber als ächter Weise, um der Niederträchtigkeit der Einzelnen willen, nie zu einem Feinde und Verächter der ganzen Menschheit herab. Er hat das Brot aller Parteien gegessen, den Sturz von Königen und Republiken gesehen, ohne daß es ihm je an etwas gefehlt; er wird noch so Manches erleben und sich vielleicht nur an dem Tage des heißesten Kampfes darüber wundern, warum die Zahl der Hofleute bei seinem Lever heute so gering sei. Wie anders sein stupider und ungeschlachter Anwohner, das vom Vicekönig von Aegypten geschenkte Nilpferd. Hätte die Behörde des Gartens, eingedenk, daß in Paris Jedermann, also auch ein Nilpferd, an die Oeffentlichkeit hinaus und einige Parade machen muß, ihm nicht das Gehege mit dem ungeheuren eingemauerten Steinnapf voll Wasser, vor der Nase zugeschlossen, und es gezwungen, einige Stunden nebenbei im Sprachzimmer zuzubringen, es wälzte sich unaufhörlich in der Tiefe umher und zeigte den Parisern nur seine Rückenwölbung. An seiner Erziehung muß man verzweifeln und die Nähe des asiatischen Denkers übt keinen Einfluß auf seinen versumpften

Charakter aus. Die Anwesenheit der Menschen nicht beachtend, wälzt es sich selber auf und ab, und weidet, mit kleinen Schweinsaugen zur Erde stierend, das zarte Gras ab, das den Boden seines Boudoirs bedeckt. Es ist das leibhaftige Ebenbild gewisser alter Engländer in Paris.

Zur Rechten des Elephanten spazieren, sobald die hohe Mittagssonne es gestattet, und kein rauher Wind ihre zarte Constitution gefährdet, die beiden phantastischen Kinder der Wüste, die Giraffen umher, und rupfen mit langen, schlangenartigen Zungen das junge Laub in einer Höhe von den Bäumen, die dem ersten Stockwerk eines Hauses gleichkommt. Die Natur mag bei der Schöpfung dieses wunderlichen Wesens auf eine Leiter gestiegen sein und selbige unter den Füßen wie ein Bajazzo balancirend, die Giraffe erfunden haben, so etwas Unsicheres, Schwankendes und doch Hochfliegendes liegt in dem Thiere. Wenn aber Freiligrath in seinem bekannten Gedichte einen Löwen auf den Rücken der Giraffe meilenweit reiten läßt, so beweist er damit nur, nie eine Giraffe gesehen zu haben, und die Gefahr einer Poesie, welche ihre Werke nicht dem nährenden Boden der Anschauung, sondern phantastischen Grillen entnimmt. Die Kraft der Giraffe reicht eben nur hin, sie selber zu tragen. Was sollen wir noch von den Büffeln, Hirschen, Gazellen, Eseln, Schafen, Ziegen aller Länder, den langen Reihen der Käfiche voll Raubthieren, den häßlichen Reptilien, der beliebten Bärengrube sagen? Sie bilden

vereint ein großes aufgeschlagenes Naturgeschichtsbuch der Wirklichkeit, das hier im Schatten herrlicher alter Bäume für alle Welt geöffnet und Jedem verständlich daliegt.

Das Palais Royal.

Kein Pariser ist durch irgend eine Laune des Zufalls nach Venedig geführt worden, der nicht bei seiner Rückkehr die Irrlehre predigte, daß das Palais Royal der Markusplatz von Paris sei. Es wird damit beiden Plätzen das größte Unrecht angethan. Das Palais Royal wird ebenso wenig die geweihte Poesie des Markusplatzes erreichen, als dieser die elegante Unruhe des permanenten Industrie-Palastes von Paris. Der Markusplatz gehört ganz der Vergangenheit an, die Läden unter seinen Colonnaden sind nur Schwalbennester, die der Handel an die ergrauten Mauern geklebt hat; das Palais Royal steht im Dienste der Gegenwart und an jedem Tage müssen sich seine Hallen den Bedürfnissen der Lebenden bequemen. Den Markusplatz hat ein Haufe prinzlicher Kaufleute gebaut; das Palais Royal wird noch heute von Leuten dieser Gattung bewohnt. Jenes ist ein vornehmes Conversationshaus, ein Ballsaal ohne Dach; dieses ist eine Markthalle, ein Rendezvousplatz für die Müßiggänger von ganz Europa.

Es gab in Paris Zeiten, in denen das Palais Royal der Mittelpunkt aller Herrlichkeiten der Residenz war, und alle excentrischen Streiche des reichen Uebermuthes aus seinen Sälen, wie Radien eines Kreises hervorgingen; diese Zeiten sind nicht mehr — das Palais Royal hat seinen Ruhm überlebt und existirt von seinen alten Lorbeeren, wie ein pensionirter Dichter. Wenn man alten erfahrenen Franzosen glauben will, und dieser Menschenschlag pflegt in dergleichen Dingen competent zu sein, so datirt der Verfall des Palais Royal von jener tugendhaften Aufwallung her, welche die Schließung der Spielsäle zur Folge hatte. Wie ein Teufel, dem man die Krallen verschnitten, den Schwanz englisirt, und lederne Kugeln auf die Hörner gesteckt hat, war es ein harmloses Ding geworden, ohne Macht zu schaden, aber auch ohne Fähigkeiten, den Menschen zu imponiren. Sonst hatte in ihm, wie in einem Höllenbilde von Rubens, wo alle Schätze der Welt und die Wunder der weiblichen Schönheit im Schimmer eines infernalischen Feuers leuchten, ein ergreifender Dämonismus gelodert; nach den sittsamen Retouchen der Regierung, war das eigenthümliche Colorit zu Grunde gerichtet, und nur ein schwacher Umriß als Rest geblieben. Noch immer ist es ein großartiges Institut, aber die höhere Weihe der Nichtsnutzigkeit, der concentrirten Frivolität, ist für immer verloren gegangen, dem Fremden gilt das Palais Royal für ein Stück Paris und nichts weiter. Der üppige

Pflanzer, der den Ertrag des Bodens von Louisiana und des Schweißes seiner Neger nach Paris bringt, der Bojar von hunderttausend Seelen, der Krämerlord aus London und der österreichische Magnat, sie sind sämmtlich nicht mehr ausschließlich auf das Palais Royal, als die allein zu Grunde richtende Quelle des Lebensgenusses angewiesen; die Nägel zu ihren Särgen werden auf den Boulevarts ebenso spitzig und dauerhaft geschmiedet, und sie betrachten das Palais Royal in seinem gegenwärtigen Zustande nur wie fromme Söhne, welche die Schlachtfelder besuchen, wo ihre Vorfahren ums Leben gekommen sind.

Wenn man sich dem Straßengewirre hingiebt, das zwischen dem Halbmonde der Boulevarts und dem Louvre die Geduld und Stiefeln eines spazierenden Touristen auf eine so harte Probe stellt, kann es nicht fehlen, daß man in kürzerer oder längerer Zeit auf eine lange, zwei Stockwerke hohe Häuserfront stößt. Ihre Fenster sind nichts weniger als rein, und plaudern mancherlei wirthschaftliche Geheimnisse aus, welche ein Haus von Ehre gewöhnlich nur seiner Hofseite anzuvertrauen pflegt. Haufen von Leuchtern mit heruntergebrannten Lichtern, Stöße ungewaschener Teller, Handtücher, Kopfkissen, liegen theils auf den Fensterbrüstungen, theils gucken sie zu den geöffneten Flügeln neugierig auf die reine Welt herab, die unbekümmert um diese Unsauberkeit, ihres Weges vorübereilt. Im Erdgeschoß zeigen sich kleine

schmale Thüren, die zu irgend einem heimtückischen Abzugskanal, oder einem tiefen modrigen Graben zu führen scheinen, wo der Lebensüberdruß aus leerem Geldbeutel ein bequemes und verschwiegenes Ende findet. Die Farbe dieser Wände ist eine verräucherte Schieferfarbe, und hat den Pinsel oder das Schabeisen des Maurers augenscheinlich seit zwei oder drei Regierungen nicht mehr gesehen, ein Beweis, daß es Niemandem eingefallen ist, eine Inschrift auf ihnen anzubringen. Wie Schaalthiere und Polypen an Felswänden haben sich allerlei kleine Gewerbe in diesen Mauern eingenistet, Gewerbe, deren Tendenz stets mit der Außenseite des Gebäudes harmonirt. Dieses mehr als unscheinbare, aber umfangreiche Steinviereck mit seinen zahllosen Schornsteinen ist das Palais Royal. Wie ein türkischer Harem oder die Wohnung eines reichen Juden im Mittelalter, kehrt es nach Außen seinen Schmutz und seine Häßlichkeit, und zeigt erst im inneren Hofe und den angrenzenden Gemächern die verheimlichte Pracht. Die Wirthschaftsseite des Palais Royal liegt nach den anstoßenden Straßen hinaus, da wo aber in den Häusern der gewöhnlichen Art die Nachtseite der irdischen Angelegenheiten besorgt wird, liegen die Schönheiten dieses merkwürdigen Gebäudes.

Entweder durch den Haupteingang an der Rue Vivienne, oder durch eine der erwähnten schmalen Hinterthüren tretend, gelangt man in den inneren Garten oder Hof des Palais Royal, dessen Bäume sich in dieser in=

dustriellen und Gewinnsucht athmenden Luft, nicht sonderlich glücklich zu fühlen scheinen. Der Boden ist mit einem groben, überschwänglich mit scharfen kleinen Steinen vermischten Sande bedeckt, und zwei von Geländern und Gaslaternen eingefaßte Blumen- und Rasenbeete, die mit großer Emsigkeit bewässert werden, gleichen Billards, zwischen denen eine kleine büschelartige Fontaine sprudelt. Am Ende des südlicher gelegenen Beetes steht jene kleine Kanone, deren Ladung mittelst eines Brennglases durch die Sonne genau in dem Moment entzündet wird, in dem ihr Strahl den Meridian der Stadt durchschreitet. Aus den deutschen Volkskalendern kennt jeder Reisende dieses astronomische Geschütz, und Dank ihrer Uebertreibung verläßt er es nie ohne Enttäuschung, denn seiner Natur nach erhebt es sich nicht über das demüthige Kaliber einer Schlüsselbüchse.

Dieser Hof oder Garten, er hat so viel Anrecht auf den einen, wie auf den anderen Namen, gehört zunächst der weiblichen und kleinstädtischen Bevölkerung aller nahegelegenen Straßen. Von zwölf Uhr Mittags an, bis um fünf Uhr Nachmittags, der kleinbürgerlichen Eßstunde, entfalten sich hier das Gouvernanten- und Bonnenthum, das Ammenwesen, das Institut der alten Jungfern, insoweit überhaupt von einem solchen in Paris die Rede sein kann, und die heil- und ziergymnastischen Uebungen der weiblichen und männlichen Jugend unter zehn Jahren. Während dieser Zeit sind alle die kleinen schmutzigen

Rohrstühle besetzt, deren jeder seinem Vermiether zwei baare Sous einbringt, und sehr viele Anwesende zarteren Alters verschmähen es selbst nicht, auf der bloßen Erde Platz zu nehmen und zu erproben, ob das steinige Erdreich oder ihre Kehrseite von härterem Stoffe geschaffen ist. Die Damen lesen tugendhafte Romane und stricken dazu große wollene Decken, Leibbinden und Socken, oder sticken Kragen und Unterziehärmel. Die Gouvernanten und Bonnen geben auf die vorübergehenden jungen Leute, jedoch keineswegs auf die anvertrauten Kleinen Acht, die Ammen erfüllen ihre vicemütterlichen Pflichten und die kleinsten Kinder thun das, was ihnen das Angenehmste auf Erden zu sein scheint: sie laufen den Erwachsenen zwischen die Beine und lassen sich jammervoll mit Füßen treten. Wohin man sieht, wimmelt es von kleinen Mädchen, die durch geschwungene Räder springen, Reifen vor sich her treiben, Ball spielen, oder mit hölzernen großen Löffeln den unterhöhlten Boden von Paris noch unsicherer machen.

Die männliche Bevölkerung achtet dieses Familientreiben en gros zu sehr, um es durch ihre Niederlassung zu stören, und da die hier thronenden Damen ihnen durch Schönheit diese Verzichtleistung nicht erschweren, so suchen die Herren mit großer Genugthuung das schattige Zelt des Café de la Rotonde auf, des einzigen, das auf Grund einer hohen Pacht das Privilegium besitzt, sein Geschäft im Garten des Palais Royal zu treiben.

Um aber das wahre Wesen dieser Räume kennen zu lernen, muß man unter den Colonaden bleiben, die das Erdgeschoß und die Vorhallen von zahlreichen Läden bilden. Mag das Wetter gut, oder schlecht sein, nie fehlt es an Neugierigen und Kauflustigen. Wie aus einer Blumenlese zur Noth einen Schriftsteller, kann man aus dem Ladeninbegriff des Palais Royal allenfalls die Industrie von Paris kennen lernen. Es wird nicht leicht eine Gattung von Waaren, einen Handels- und Gastwirthschaftsbetrieb, eine Sorte von öffentlichen Lokalen geben, die nicht durch irgend ein Musterinstitut vertreten wäre. Wen es gelüstet, für zwei Napoleonsd'or zu speisen, der hat die Wahl zwischen Véry, Vefour und den „Trois Frères Provencaux," wer aber nur zwei Francs ausgeben kann, der findet fast Wand an Wand mit Véry, den Schmutzkoch Tissot, den Vater aller armen Deutschen, die sich über die Mittagszeit hinaus im Palais Royal verspätet haben. Will ein zärtlicher Reisender etwas daran wenden, so entblöde er sich nicht, für die Erwählte seines Herzens ein Halsband oder eine Armspange für 15- bis 20,000 Francs zu kaufen. Sollte der Zustand seiner Reisecasse solche kleinen Ueberraschungen jedoch nicht gestatten, so wende er sich an einen anderen Juwelenhändler, der ihm dieselbe Waare für 10 Francs ablassen wird, wobei er die große Beruhigung hat, daß nur die scharf prüfende Wissenschaft mit Feile und Probierstein, nicht aber das unschuldige mensch-

liche Auge den Unterschied zwischen Brillanten und Fassung wahrnehmen kann. Mit den ächten und falschen Edelsteinen wetteifern an Menge die wirklichen und trügerischen Uhren und die Geldwechsler. Da im Palais Royal an den Schaufenstern Alles ausgestellt wird, was man für Geld haben kann, so ist es nur billig, daß auch dieses, als der Hauptnerv im Organismus der Welt, von den Anatomen, die sich auf seine Präparirung verstehen, bloß gelegt wird. Die ganze Dynastie der goldenen Napoleoniden, die wahrscheinlich ihre lebendigen Vorbilder lange überleben dürfte, von dem medaillenartigen Hundertfrankenstück an, bis hinunter zu den goldpfenniggleichen Fünffrankenmünzchen, erblickt man in großen und kleinen Schaalen. Silberne Thalersäulen, Albums mit Banknoten aller europäischen Länder, garniren geschmackvoll diese piquanten Schüsseln, und draußen vor den drathvergitterten Fenstern steht die Armuth und starrt hungrig das Metall an, das seine Besitzer mit ebenso bleichen und abgezehrten Gesichtern wie Midas bewachen.

Schlafröcke aus Indien und Polen, Lachs und Forellen, Cigarren und Granatäpfel, illustrirte Zeitungen und Erdbeertörtchen, lackirte Stiefeln und Kaffeemaschinen, Reitpeitschen und Hieronymus, den ehemaligen König von Westphalen; man findet Alles im Palais Royal. Letzterer bewohnt als der Genius des Ortes, zu dem sein vergangenes Leben, wie die Reisebeschreibung

zu einer Landkarte paßt, die nach dem Louvre hinausliegende Fronte des Palais Royal, und ist der Letzte der Mohikaner, die in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts die Milch der früheren Liederlichkeit an den Brüsten der Göttin dieses Tempels gesogen haben.

Es dunkelt im Garten, glänzende Gaskronleuchter schimmern im ersten Stockwerk des Palastes, die kostbaren Waaren unter den Kolonaden erscheinen noch verlockender bei Lichte, das Theater thut seine Pforten nicht weit, sondern nur so enge auf, daß immer Einer durchgehen kann, die musicirenden Militairchöre packen ihre Noten zusammen und entfernen sich; eine ganz neue Gesellschaft macht das Palais Royal zum Tummelplatz ihrer Spiele. Wir werden wohl thun, uns zu entfernen, oder wenigstens die Feder niederzulegen. Dieser oder jener Telemach könnte unsere Zeilen in die Hände bekommen und was sich hier nach acht Uhr Abends zuträgt, eignet sich höchstens für die strafenden Blicke eines über alle Versuchung erhabenen Mentors, nicht aber für die frühreife Jugend unserer Tage.

Chateau des Fleurs.

Das magische grünliche Zwielicht eines langen nordischen Sommertages hob die Umrisse des großen Triumphbogens am Ende der elysäischen Felder schärfer hervor, wie tausend Leuchtkäfer schwirrten auf der Chaussee die Laternen der heimkehrenden Wagen durcheinander, und der Abendstern stieg so eben mit ruhigem Licht über die langhingestreckte westliche Wolkenbank in den dunkelnden Himmel, als eine in mehrfarbigen Lampen prangende Inschrift unsere langsamen Schritte fesselte. Kein Lüftchen regte sich und auf hoch über dem Wege schwebendem Drathgewebe lasen wir die flammende Inschrift: Chateau des Fleurs; wir befanden uns in der Nähe der jüngeren Schwester des Gartens Mabile, vor dem anmuthigen „Blumenschloß." Der weise und gerechte Mabile, erwägend, daß seine erste Schöpfung sich rentire, und daß es unmenschlich wäre, der Jugend von Paris und Europa eine abermalige Gelegenheit vorzuenthalten, ihre Napoleonsd'or den Weg alles Fleisches wandern zu lassen, schuf das Blumenschloß. Er öffnete es an dreien

Tagen in der Woche, an den vier übrigen erschloß er nach wie vor seinen Garten Mabile. Niemand sieht es Mr. Mabile an, daß er in der Gegenwart in seinem Fache eine gleiche klassische Persönlichkeit ist, als Onkel Pandarus in Shakespeare's Troilus und Cressida; er trägt sich gemessen und einfach wie der ächte Pariser, und der Orden der Ehrenlegion ist ihm ebenso gewiß, als dereinst eine Rente von fünfzig tausend Francs.

Das Blumenschloß, ein sonst einfaches Gebäude, erhält seinen Namen von den zahlreichen duftenden Beeten, die zauberhaft von unzähligen verborgenen Gasflämmchen matt erleuchtet und erfrischt von silbern schimmernden Wasserstrahlen, mit phosphorischem Lichte glänzen, und den sanften Abhang zwischen der Höhe des Hauses und dem Tanzplatz und Orchester füllen. Ein sanfter deutscher Almanachspoet, der im Schlummer hierher versetzt würde, könnte erwacht wähnen, sich im Elysium zu befinden und Verse zum Empfange des Schattens Hölty's vorbereiten, wenn ihn nicht alsbald die eindringende Gesellschaft aus seinen lyrischen sieben Himmeln stürzte. Die glattgekämmte, auf der Stirn gescheitelte Poesie ist hier nicht zu Hause; dieser melancholische holde Nachtgedanke der blühenden Vegetation ist nur ein keuscher Schleier für das liederliche Paris, und selbst der aufsteigende, noch durch ein dichtes Laubgitter blickende Mond, fürchtet die spätere Stunde, die ihn zwingt, seinen reinen Glanz in diesen Pfuhl zu gießen.

Noch ist der Garten des Blumenschlosses nur spärlich besucht. Die Mannen Pilodo's streichen und blasen allerlei Ouvertüren und Potpourri's in die Nacht hinaus, und auf den Stühlen vor der erleuchteten Halle des Restaurants lungern einige Engländer und lindern die Wirkungen des frappirten Champagners, den sie bei Very genossen, durch Sodawasser. Nur neugierige Fremde, ältere Damen unter starker Herrenbedeckung, pilgern in Häuflein durch den reizenden Garten und saugen die noch ungetrübte Poesie auf. Aber schon verändert sich die Scene. Das Orchester stimmt die schauerliche Klosterscene aus dem dritten Akte des Robert an, und in allen Gebüschen rauscht es von Gewändern; die abtrünnigen Töchter der heiligen Rosalie, wie der Text Scribe's so schön sagt, erscheinen, jedoch nicht mit Leichentüchern, sondern mit indischen Shawls, Brüsseler Spitzengeweben und Lyoner Seide verhüllt, oder nicht verhüllt. Der Besitzer des Blumenschlosses fordert von ihnen kein Eintrittsgeld; sie sind für ihn gute Feen und ziehen die irrenden Ritter in Schaaren herbei. Nun füllt sich nach und nach der Raum um den tageshell erleuchteten Tanzplatz, ein festgestampftes saubres Estrich, mit allerlei Cavalieren der modernen Ritter- und Glücksritterschaft. Der deutsche Gutsbesitzer, der die Hälfte seiner stattlichen Einkünfte für eine Saison in Paris gespart hat, der französische Provinziale, der unter Angabe von Ausstellungsgründen seiner Gemahlin entwischt ist, der Pa-

riser Employé, oder „Commis" nach unserem Lexikon, der Zeitungscorrespondent mit schmutzigem Calabreser, Master Rostbeaf oder Buckskin mit starr aufgerissenen Augen und offenen Mäulern, der matte gleichgültige Dandy aus dem Banquierviertel an der Straße Lafitte, der wildblickende Zuavenofficier und der zahme Berliner Ausstellungsreisende, drängen sich durch die Schaaren der Loretten, die leise mit bunten Fittichen, gleich Nachtschmetterlingen hinschwebend, auf Beute ausgehen. Die Musik schweigt und wartet die Gruppenbildung ab; da erschallen mitten in dem murmelnden Haufen plötzlich gellende Stimmen. Zwei höchst elegante Damen, deren schönere von einem Herrn geführt wird, sind einander begegnet, und die augenscheinlich verlassene Elvira hat mit Taschenspielergeschwindigkeit ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin einen heimlichen Fußtritt versetzt. Damit nicht zufrieden, stürzt sie wie eine Tigerkatze auf den wachehaltenden Polizeisergeanten los, und verlangt die schleunige Entfernung ihrer Feindinn. Sie schnattert eine lange Anklage herunter, und daß diese sehr ernster Art sein müsse, erräth man aus dem Rückzuge der Gemißhandelten in das nahe Dickicht. Aber der Polizeimann ist ein Philosoph, er weiß, daß er in einem Haine der Duldung den Cherub spielt, und er stößt die angeklagte Eva mit ihrem Adam nicht aus dem Paradiese, sondern beruhigt obenein die kleine falsche Schlange.

Ein mit Blech beschlagener Walzer eröffnet den Ball,

ohne sonderliche Theilnahme zu finden; nur einige spindelbeinige Knaben zerren alte Schachteln über das Estrich. Der Franzose liebt nicht den Walzer; er fühlt sich nur groß in der Polka oder Quadrille, und das Orchester kommt bald seinen dringenden Bedürfnissen entgegen; es stimmt eine über Motive aus dem Freischütz zusammengeschusterte Quadrille an. Das Lied vom Jungfernkranz und Maxens Arie vergaloppwalzert, Caspars Trinklied mit dem Jägerchor zusammengekoppelt, der Sang des Eremiten und Aennchens Schelmereien, werden von den rohen Instrumenten aus dem Kupferbergwerk des Herrn Sax, orchestermörderischen Andenkens, heruntergebellt, wie die wilde Jagd in der Wolfsschlucht; nun fühlt sich das junge Frankreich in seinem Element. Schnell haben sich Quadrillen von vier, zuweilen auch nur von zwei Paaren gebildet, die Zuschauer umdämmen in weitem Kreise die Tanzenden, und man ist im Stande diese tugendhaften Tänzer und ihre Damen zu beobachten. Vergebens sucht man auf den Gesichtern des männlichen Geschlechtes eine Spur wahren Frohsinns; diese Sippschaft ist ausgebrannt, nicht wie ein Vulkan, sondern wie ein Haufen Schwefelhölzer, den ein übermüthiger Bube angezündet. Die Hüte weit in den Nacken gerückt, die Halstücher nachlässig umgeschlungen, ohne Handschuhe, in gewöhnlicher Stadttoilette, verziehen sie während des Tanzes keine Miene ihrer müden, abgelebten Gesichter; nur in ihren spinnenartig dünnen Beinen

herrscht noch ein schauerlich phantastisches Leben. Indem sie wie Bäume langsam von oben absterben, verstehen sie sich gleich diesen auf die abenteuerlichsten Wurzelverschlingungen. Ein kleiner Bursch, unverkennbar einem Badergesellen ähnlich, weiß mit seinen Beinen auf dem Estrich wahrhaft deutsche büreaukratisch unverständliche Unterschriften zu kritzeln; sein Gegentänzer, ein langer pierrotmäßiger Mensch wirft fast verächtlich seine Beine weit von sich und scheint sie blitzgeschwind an unsichtbaren Fäden wieder an sich zu reißen. Jetzt läßt er wie ein Kranich das rechte Bein ganz unter dem Oberrock verschwinden, dann schnellt er es plötzlich hervor, prallt in die Höhe, und das linke Bein schlenkert scheinbar zehnmal geknickt, gleich einem Wetterstrahl auf einem schlechten Bilde, zwischen den Tänzerinnen umher. Die allgemeine Aufmerksamkeit zieht aber ein lieber Alter auf sich; er ist der Alterspräsident unter den Herren. Ein munterer Cellist im Orchester, der ihn schon vorher vielfach geneckt, hat ihn den Regenerator des Tanzes genannt und aufgefordert, in seinem Journal einen Artikel über seine Art, die Quadrille zu tanzen, zu veröffentlichen. Also ein Schriftsteller, ein alter College von seltenem Lebensmuthe, ohne Zähne, mit schneeweißen Bartstoppeln, engbrüstigem Hute, ausrangirtem Frack, weißen Strümpfen und Schuhen, mit schon bemoosten Händen und so schwachen Kinnladen, daß sie im Tanze nicht immer die Zunge in ihrem eigenen Hause zurückhalten

können, sondern zuweilen in ihrer ganzen Länge erschei-
nen lassen.

In keinem anderen Lande der Welt würde eine solche Menschenruine sich auf den öffentlichen Tanzplatz wagen; es ist das Privilegium des französischen Greises, den Affen zu spielen und darauf stolz zu sein. Der liebe Alte schwebt in der Quadrille unter den jüngsten Frauenzimmern und Burschen, ja die pikantesten Loretten nehmen seine Aufforderung zum Tanze mit Vergnügen an, denn sie wissen, daß ein Kometenschweif von Bewunderern des In- und Auslandes seinen Sprüngen folgt, und auch ihre Künste einen größeren Zuschauerkreis finden. Außer bocksteifen Entrechats besteht sein Haupteffekt in einem Umtrippeln seiner Tänzerin mit sanft gebogenem, graziös erhobenem Arme, ein Effekt, der nie ohne allgemeines Bravo bleibt.

Die Verwegenheit der Tänzerinnen ist ungleich größer. So abgetrauert und vernutzt ihre Cavaliere aussehen, so nebensächlich sie den Tanz treiben, so geschäftsmäßig geben sich ihm die Damen hin. Ihre weiten, reichgestickten und kostbaren Kleider sind nur Parlamentairflaggen, die sie mit beiden Händen ergriffen haben, und nach allen Weltgegenden flattern lassen, als wollten sie die anwesenden Vertreter sämmtlicher Nationen einladen, ein Bündniß mit ihnen einzugehen. Sie sind fortwährend bemüht, die Touren des Tanzes auszubeuten, um dem Zuschauer die reellen Vortheile des künftigen internationalen Han-

dels in ein richtiges Licht zu stellen. Kein Kaufmann auf den Boulevarts kann seine Waaren koketter arrangiren, als diese beweglichen Schaufenster die ihrigen. Da ist eine kleine Tänzerin von der Oper, in der Gaunersprache von Mabile „Rigolette“ genannt, die den Apfel vor allen ihren Nebenbuhlerinnen abschießt. Ihr Gesicht ist nichts weniger als schön, und ihre katzenartig tückischen Augen harmoniren mit einem widerlich thierischen Zuge um den Mund, aber sie ist eine Meisterin der Quadrille. Als Spielbälle benutzt sie ihre Mittänzer und als Fächer ihre seidene Robe; niemals avancirt sie gegen ihre Mittänzerin, ohne ihr einen scharfen kränkenden Witz in's Gesicht zu schleudern. Einige alte Engländerinnen, welche der Ruf des Ortes angelockt hat, stehen wie ein Lot'scher Salzsäulengang neben den Manieren dieses Geschöpfes und fangen augenscheinlich an, vor Entsetzen zu verwittern. Die etwas vornehmere Kaste der Loretten meidet den Tanz; sie wollen entweder die kostbare Toilette nicht durch Staub und Schweiß verderben, oder sie befinden sich hier auf einem Stelldichein. Im Schatten eines Fliedergebüsches sitzt in der reichen schwarzen Tracht der Spanierinnen eine vollendet schöne, junonisch hohe Gestalt und drappirt sich mit ihrem Schleier, n dem sie ruhig in einen jungen eleganten Mann hineinspricht, der ihre Rede mit umwölkter Stirn anhört. Weiterhin schlendert, umgeben von verwildert blickenden Roués, eine Mohrin, durch deren widerspenstiges Wollenhaar sich

reiche Perlenschnüre ziehen; ihren neidischen Shawl schleift sie wie ein Tigerfell nachlässig hinter sich her. Auf einer Rasenbank am Wege lagern zwei graue Sünder, nach englischer Sitte vom Hut an bis auf die Kamaschen in denselben schottisch gemusterten Stoff gekleidet, und lachen laut über die wahrscheinlich mehr als dreideutigen Witze, mit denen eine reizende, ganz in ächten Spitzen schwebende junge Dame ihre Verdauung würzt. Zahlreiche Lorettenpärchen ohne ritterliche Begleitung irren unruhig umher und suchen nach Männchen. Mit ihren dreisten Augen, deren Glanz sie nach orientalischer Sitte durch einen feinen schwarzen Strich über den Wimpern erhöht haben, fragen sie überall an, und kehren ihre geschminkten Wangen gegen die hellen Streiflichter, die vom Tanzplatz her in die dunkeln Schattenpartien des Gartens fallen. Dort unter jener blühenden Linde zeigt sich ein sonderbares Schauspiel. Vor einem dichten niedrigen Bosquet von Lebensbäumen stehen zwei Damen und unterhalten sich mit einem Wesen, das nicht unähnlich dem Samiel im Freischütz, zwischen diesen dunklen traurigen Pflanzen aus der Hölle aufgestiegen zu sein scheint. Es ist ein elegant gekleideter schwarzer Mann, der sein Gesicht feuerroth geschminkt hat und eine dicke rabenschwarze Perrücke nebst gleich falschem Schnurr- und Knebelbart trägt. Seine großen starren Augen blicken wie aus einer Steinbüste und unser deutscher Begleiter ruft fast entsetzt: „Sehen Sie diesen schauerlichen geschminkten Menschen!“

Ueber die Möglichkeit entsetzt, daß dieses Phantom deutsch verstehe, entfernen wir uns rasch und verlassen bald darauf den unteren Theil des Gartens, um von der verlassenen Höhe des Blumenschlosses noch einen innigen letzten Blick auf die lieblichste Park- und Mondscheinscene zu werfen, die so viel sociale Schmach und Prosa mit Naturpoesie verschleiert.

Es war am Abende darauf, als wir zum Diner bei einer liebenswürdigen Pariser Familie geladen, auf einer demnächst folgenden köstlichen Spazierfahrt im Zwielicht nach dem Bois de Boulogne, die Erlebnisse von gestern erzählten, und vor Allem die muntere und geistreiche Frau vom Hause damit belustigten. Mit etwas kleinstädtischer Neugier äußerten wir den Wunsch, den Namen und Stand des feuerroth geschminkten Perrückenmannes zwischen den Lebensbäumen zu erfahren. Man rieth hin und her, man lachte und kam darin überein, daß der schwarzrothe Unbekannte kein Pariser sein könne.

In diesem Augenblicke entstand eine kleine Wagenstauung, die mächtigen normännischen Grauschimmel unserer Berline prallten scharf gegen einen eleganten Tilbury vor uns, der hinten aufsitzende kleine Tiger desselben quiekte laut auf und der Wagenlenker sah sich unwillig um.

„Mein Mann aus den Lebensbäumen!“ rief ich freudig überrascht und gab der Dame einen raschen Wink.

„Ein Landsmann von ihnen und zwar eine historische Größe!" sagte sie nicht ohne Ironie lächelnd.

„Wer? ich bitte Sie, sprechen Sie —"

„Kein Anderer, als der Grazioso unseres Hofes und das unverwüstliche Vergnügen der vornehmen Clubs, — der vertriebene Herzog von Braunschweig!"

Der Keller der Unsterblichkeit.

Die heilige Genovefa hat in ihrem Leben, wie nach ihrem Tode stets mit Unglück zu kämpfen gehabt. Nachdem der schändliche Golo durch seine Bosheit Jahre hindurch sie von ihrer rechtmäßigen Behausung fern gehalten, und zu dem uncomfortabelsten toilettelosesten Leben in der Wildniß gezwungen, sollte sie nur kurze Zeit die irdischen Früchte ihrer Tugend genießen. Sie starb, um von Tieck und Hebbel gedichtet, von Robert Schumann komponirt, von einer Brigade von Malern gekreidet, geölt und gekalkt zu werden. Der weltliche Unsegen, der auf der armen Genovefa Zeitlebens geruht, ging aber auf die künstlerischen Gebilde über, die ihrem Andenken gewidmet worden waren. Sie genossen auf dieser undankbaren Erde keine Freude, führten in einsamer Wildniß, fern von dem Geschmack der Menschen, ein spärlich von Maculatur bedecktes Leben und fristeten ihr Dasein nur kümmerlich mit Kritik. Dieses Mißgeschick dehnt sich nicht allein bis auf die Kirchen und Kapellen aus, welche eine naiv gläubige Zeit der Mär-

tyrerin ehelicher Treue und mütterlicher Zärtlichkeit gewidmet, sondern auch auf den geschäftlichen Beruf, den ihr schöner Genius in der Phantasie der Menschen noch heute zu erfüllen hat. Die Sittigste der Frauen muß dem schweren Amte obliegen, mit ihrem Namen die Schutzpatronin von Paris zu repräsentiren und geduldig auszuhalten, wenn sie von den heutigen Genovefen angebetet wird, die eines Golo Charakter nur dann für schändlich erklären, wenn er von Geld entblößt auftritt. Und selbst diese sehr zweifelhafte Anbetung darf die arme Genovefa nicht einmal in ihrem eigenen Hause empfangen. Als ihre alte Kirche in Trümmer gefallen und eben ein prachtvoller Neubau fertig geworden war, wehte in der Welt ein den edlen Frauen weniger günstiger Wind. Die constituirende Versammlung suchte ein Logis für große Männer und aus der Kirche der heiligen Genovefa wurde ein Pantheon.

Seit dieser Zeit halten sich ihre Gebeine wieder außerhalb des rechtmäßigen Hauses, ganz wie bei ihren Lebzeiten, in einer verborgen gelegenen Höhle auf, und ein Schwärmer für Genovefa muß an dem stolzen Pantheon vorbeigehen, und seine Schritte nach dem alten gothischen Bauwerk Saint Etienne du Mont richten, wo in einer düstren Seitenkapelle, links vom Hochaltar, trübselig umsponnen von einem massiven Eisengitter, vor einem kleinen unsauberen Altar, ihre vielbesungenen und bemalten Ueberreste ruhen. Deshalb meiden die

jüngeren und liebenswürdigeren Schützlinge der Genovefa, die Grisetten von Paris, auch diesen unfreundlichen Ort, und verrichten lieber vor der anmuthigen Bildsäule ihrer Herrin im benachbarten Garten des Palais von Luxemburg im Freien ihre Andacht, wo sie den Vortheil genießen, von den Studenten, den Bewohnern des Quartier latin, treulich unterstützt zu werden. Hart neben dem Sarkophage der armen Genovefa steht aber ein Triangel, der mit allen den brennenden Kerzen bepflanzt wird, welche die naive Andacht der berühmten Dulderin widmet. Wohl eine halbe Stunde lang saß ich unweit davon in einem geschnitzten Chorstuhle und zählte die Jahre der alten Weiber zusammen, die hier heuchlerisch dem Andenken der reinen Gesinnung erst dann Kerzen anzündeten, nachdem ihre eigenen unsauberen Flammen längst verloschen waren. Als ich etwa auf zweitausend gekommen war und noch immer kein Wesen erschien, um deren Liebe willen ein Golo seine Seele mit einem Verbrechen belastet hätte, jammerte mich in tiefster Seele Genovefa's. Ich stand auf, zog meinen halben Frank aus der Tasche und bat die dienende Schwester eine Kerze auf den Triangel zu stecken und anzuzünden. Es war das theuerste Licht, das ich in meinem Leben bezahlt habe. Dünn wie eine Reitpeitsche, aus dem schmierigsten ungebleichten Wachse gezogen, mit einem Dochte von Bindfaden, war es ein Licht, wie man es in Paris höchstens den Heiligen, aber

nicht den lebendigen Menschen anzuzünden wagt. Da jedoch der Glaube allein die Wirkung hervorbringt, so sah ich mit großer Beruhigung auf mein brennendes Licht und spürte mit jedem glimmenden Räuber, der sich am Dochte bildete, einen der Gewissensbisse schwinden, welche ich an dieser romantischen Stelle über die kritische Verunglimpfung der Bearbeiter der Genovefasage empfand. Als mein Licht in unverhältnißmäßig kurzer Zeit herabgebrannt war, fühlte ich mich so erleichtert und mein inneres Verhältniß zu der holden poetischen Erscheinung so geregelt, daß ich mit Ruhe ihre Schlafstelle verlassen und mich zu dem nahen Pantheon der Exposition der großen Männer begeben konnte.

Die säulengetragene stolze Kuppel glänzte im Sonnenschein, eine mächtige Treppe führte zu den Hallen der Unsterblichkeit, aber als ich wie Ibikus in Poseidons Fichtenhain, mit ehrfurchtsvollem Schauder eingetreten war, entdeckte ich sogleich zu meinem Erstaunen die bekannten Embleme des katholischen Gottesdienstes, den Kessel mit Weihwasser und unfern davon den Pinsel, an dessen Borsten die eintretenden Andächtigen ihre Finger befeuchten. In der Zerstreuung, die der rasende Lärm von Paris mit sich bringt, hatte ich vergessen, daß im Jahre 1851 abermals eine Exmission der Unsterblichen aus den oberen Räumen des Pantheon stattgefunden, und der gegenwärtige fromme und zartfühlende Beherrscher von Frankreich gleich nach dem 2. December die

Kirche wieder in ihre ursprünglichen Rechte eingesetzt habe. Mir fiel ein, daß die sterblichen Reste des Stolzes von Frankreich, insoweit diese liebenswürdigste der Nationen in einer ihrer zahlreichen revolutionären Anwandlungen sie nicht aus den Särgen gerissen, und in die Gosse geworfen hat, in den unterirdischen Gewölben gegenwärtig aufbewahrt würden.

Zwei Männer in schäbigen blauen Uniformen mit militairischen Epauletten und fettig blinkenden Dreimastern, promenirten in der Kapelle zur Linken auf einer Strohmatte und warfen den Eintretenden halb fragende, halb unverschämte Blicke zu. Nichts an ihnen erinnerte an das salbungsvolle tröstliche Wesen, das den deutschen Küster zieret, sie sprachen nicht mit wehmüthiger Stimme, sondern mit mächtigen, in Rothwein und Cognac gestählten Organen, sie falteten nicht die Hände, sondern schwangen mit kriegerischen Gebehrden große Stäbe und stießen sie heftig auf den Steinboden, wenn etwas ihren Unwillen erregte. Bei alledem waren sie dennoch nach deutschen Begriffen Küster, und zwar Pantheonsküster. Sie hielten die Ordnung im Innern des Gebäudes aufrecht, nur unterschieden sie sich erstens durch einen größeren Ingrimm von ihren zahmen Collegen in anderen Pariser Kirchen, zweitens durch ihre Geldgier. Der Eine bewachte den Eingang zum Kuppelaufgange, der Andere die Gräber der Unsterblichen. Da ich bei dem heftig wehenden Winde mich nicht zur Besteigung der Kuppel

entschließen konnte, wandte ich mich an den Grabeswächter und ersuchte ihn, mir den Eingang zu den Grüften aufzuschließen.

„Nur, wenn mehrere Personen beisammen sind!" lautete die barsche Antwort. Vor der Hand waren nur ein junger Priester, sein Bruder, ein Landmann und ich von dem Wunsche beseelt, hinabzusteigen; sehr viele Personen dagegen versammelten sich vor der Thür zum Kuppelaufgange und wurden nicht eher von dem ersten der Pantheonsküster eingelassen, als bis sie seine Hand, die er ihnen unter die Nase hielt, mit einigen Sousstücken gefüllt hatten. Diese beiden alten Herren schienen, wie die Kellner in den Kaffeehäusern, ohne Besoldung zu dienen, und nur auf die Trinkgelder der Gäste angewiesen zu sein. Der große Dicke lebte vielleicht von der Kuppel, der untersetzte Knorrige von den Gräbern. Wir mußten eine geraume Zeit warten, ehe sich so viele Neugierige eingefunden hatten, daß die zu erwartenden Trinkgelder den Knorrigen zufrieden stellten, und benutzten die Frist jeder in seiner Weise. Der Landmann setzte sich in einen Rohrstuhl und schnarchte, der Geistliche machte die Runde vor allen Altären, um überall ein Paternoster zu beten, und ich betrachtete mit Verwunderung, wie oberflächlich nur alle Insignien des Cultus im Innern des Gebäudes angebracht seien und wie leicht die großen Männer wieder einmal Terrain gewinnen und Fuß fassen könnten. Da schreckte uns alle Drei der schauer-

liche Ruf des Knorrigen auf: „Die Gräber! die Gräber!“ Der edle Pantheonsküster erwartete eine genügende Erndte und machte sich mit feierlicher Würde auf die Beine, ohne von dem Schweif, der sich an seine Füße heftete, irgend wie Notiz zu nehmen. Hinter einer Thür hervor zog er eine große Stalllaterne und auf dieses Signal lief der ganze Haufe hinter ihm drein die Doppeltreppe hinab, die zur Gräberpforte führt. Der Knorrige schloß auf und zündete langsam sein Talglicht an. Endlich ging es vorwärts, aber nie in meinem Leben wurden meine Erwartungen ärger getäuscht. Die Berühmtheiten Frankreichs ruhen hier bei Weitem nicht so freundlich und anständig, als z. B. die Weine, sei es in Fässern oder auf Flaschen, in den großartigen Berliner Kellereien, die wir theils über der Erde, theils in unterirdischen Gewölben besitzen. Wenn man z. B. Rousseau's Sarkophag betrachtet, der in einer Art Kartoffelkeller steht, dem dazu nichts fehlt, nicht das kleine Fenster, nicht das Estrich, nicht die sich erst einen Fuß hoch über dem Boden öffnende Thür, nicht der Verschlag, nicht die kahlen Wände, so möchte man meinen, die Unsterblichkeit lagere hier vorläufig nur auf dem Fasse, um später auf Flaschen abgezogen zu werden. Nicht würdiger ist die Zelle des großen Voltaire. Neben dem Sarkophage steht seine Statüe und blickt mit dem bekannten wohlgetroffenen sarkastischen Ausdruck — zu dem kleinen Kellerfenster empor. Diese berühmten Dichter erfreuen

sich aber noch eines relativ gewählten Aufenthaltes. Eine Anzahl von Militair- und Civilberühmtheiten steckt über einandergeschichtet in grob zugehauenen Sarkophagen aus ordinärem Sandstein, und nur Marschall Lannes, Herzog von Montebello, erfreut sich gleichfalls eines separaten Raumes und eines geziemenden Monumentes, dessen er aber hier um so eher entrathen könnte, als er im Gewölbe des Invalidenhauses unter dem Dome noch einmal begraben liegt.

Nachdem der Knorrige uns zuerst Rousseau und Voltaire vorgestellt, und mit seiner Lokomotivstimme das Nöthige dazu lapidarisch von sich gegeben hatte, führte er uns zu einem steinernen Modell des Pantheons und schnaufte einen langen Commentar. Noch ganz erfüllt von diesem künstlerischen Genuß, glaubte ich auf seinem Gesichte, so weit der trübe Schimmer des Talglichtes eine solche Beobachtung zuließ, das erste Zeichen von Heiterkeit und innerem Glück wahrzunehmen; er ging uns voraus, nicht wie ein nächtlicher Eule oder Vampyr, sondern wie ein gemüthlicher Greis, der seine Kleinen angenehm zu überraschen gedenkt. Wir gelangten in einen schmalen, wie ein S gebogenen Raum. Hier mußten wir uns militairisch in Reih' und Glied vor der Wand aufstellen, und nun zog dieser Unhold von Pantheonsküster etwas hervor, wie einen aufgeblasenen Schlauch oder eine Handpauke, und begann darauf wüthend mit den Fäusten zu arbeiten, bis von allen Seiten ein scheußliches

Echo antwortete und das Pantheon über uns zusammenzubrechen schien. Mit diesem akustischen Effekt, der so herrlich mit dem Geiste eines angeblich der Meditation und stillen Verehrung gewidmeten Ortes harmonirte, waren zum Glück aber auch die Künste des Knorrigen erschöpft; er zog schweigend weiter, zeigte noch einige Löcher voll berühmter Männer und manöverirte sachte wieder bis zur Treppe und Kellerthür. Zwischen Unwillen und Heiterkeit schwankend, waren wir wohl sämmtlich froh, an das Tageslicht zu kommen, als der hartnäckige Knorrige sich auf die unterste Stufe des Kellers der Unsterblichkeit so stellte, daß Niemand vorbeipassiren konnte, und mit seiner Mordstimme noch einmal in genauen Zahlen die Höhe, Tiefe und Breite des Pantheons angab, woran er unmittelbar die Worte reihte: „Jede Person zahlt nach Discretion; es darf jedoch nicht unter vier Sous sein.“ Es versteht sich von selbst, daß ich der Erste war, der sich mit einigen schweren Kupferklumpen loskaufte und die Treppe hinauf an die Oberfläche von Paris sprang, aber noch mehr als hundert Schritte weit, drang aus der Tiefe das wilde Gezänk der geizigen französischen Gesellschaft hinter mir drein, die einen Gang durch den Keller der Unsterblichkeit mit vier Sous nicht ganz ohne Grund für viel zu theuer bezahlt hielt.

Eine Revue auf dem Marsfelde.

Seit der ersten französischen Revolution hat das ungeheure längliche Viereck, welches von zwei Reihen Bäumen, der Militairschule und der Seine begrenzt wird, bei allen Festen eine Hauptrolle gespielt. Auf diesem gelblichen, festen Kalksteinboden ist das höchste Wesen von den Männern der Schreckenszeit anerkannt worden, und hier drang sich noch einmal Napoleon in den hundert Tagen der ermüdeten und decimirten Nation als höchstes Wesen auf; wenn die Gebieter von Frankreich Paris ihre Macht zeigen wollen, muß ihnen das Marsfeld seine unermeßliche Bühne leihen.

Schon von 11 Uhr Vormittags an strömten Schaaren von Fremden, Arbeitern, Frauen und Kindern, längs der Seine den herrlichen Quai d'Orçay hinab, und hielten sich an dem Gitter des Invalidenhauses nur so lange auf, um einen verwunderten Blick auf diese verstümmelten Krieger jedes Alters zu werfen, die vor ihrer prächtigen Wohnung an der Balustrade sitzend, friedlich ihre Pfeifen rauchten und mit philosophischer Ruhe den Vor-

bereitungen zu dem großartigen friedlich militairischen Schauspiele zusahen. Neben dem linken Flügel des Invalidenhauses vorbei führt der Weg zum Marsfelde. In den Weinhandlungen und Estaminets unterster Klasse, auf beiden Seiten der mit Bäumen bepflanzten Straße, wurden bereits alle Vorkehrungen zur späteren Bewirthung so vieler Gäste getroffen. Die Kellner wischten mit athemloser Geschäftigkeit Gläser und Tassen aus, die Wirthe rannten wie Wahnsinnige zwecklos hin und her, ihre Frauen schüttelten die Köpfe und große Gläser mit eingemachten Oliven, und die Kinder, um sich doch einigermaßen nützlich zu machen, zerrten die Haushunde bei den Schwänzen. Hie und da legten jedoch wirklich schon einige junge Blousenmänner ein solides Fundament für die drohenden Anstrengungen des Tages; sie frühstückten Hammel-Cotelettes, die in so sprechender Aehnlichkeit mit verkohlten Scheuerlappen nur in und um Paris angefertigt werden können.

Auf dem Marsfelde zeigten sich erst geringe Spuren der bevorstehenden Revue. Nur unmittelbar vor der Militairschule tummelten sich Schaaren von Stadtsergeanten, die heute mit schwarzen Pantalons bekleidet, ein so höchst festliches Ansehen gewährten, daß es schien, als ob sie selbst die Luft durch ihre Athemzüge für die Ankunft des Kaisers von aufrührerischen Atomen reinigen wollten. Auf der unübersehbaren Fläche wimmelte es von Neugierigen, und an der Südseite des Marsfeldes

war man beschäftigt, die letzte Hand an die Vollendung der Zuschauertribünen zu legen. Ein Platz auf denselben kostete 3 Francs, allein binnen einer Stunde waren sie dicht mit Zuschauern bedeckt, die einen sicheren Sitz und die unbeschränkte Aussicht auf das ganze Marsfeld mit 3 Francs nicht für zu theuer bezahlt hielten. Um den gesammten Prunk und Theatereffekt einer solchen Revue, wie ihn ihre Veranstalter beabsichtigten, zu genießen, braucht man wirklich einen Platz auf der obersten Bank der Tribüne in der unmittelbaren Nähe derMilitairschule. Von einer Höhe von fünf und zwanzig Fuß aus, schweift das durch nichts gehinderte Auge über den ganzen Platz bis zu den Kolossalstatüen auf der Brücke von Jena. Die Dimensionen des Marsfeldes aber werden einigermaßen dem Leser deutlich werden, wenn wir ihm sagen, daß ein neben jener Brücke aufgestelltes Bataillon, nicht höher und länger als ein schwarzer Dominostein zu sein schien. Auf der Tribüne fand sich sehr bald eine höchst liebenswürdige Gesellschaft zusammen und einige alte Herren, die graciös wie Dandy's ihre Augenkneifer handhabten, und mit gestickten Taschentüchern kokettirend das nelkenrothe Band der Ehrenlegion alle zehn Minuten abstäubten, gaben unverdrossen stets dreimal so viel Auskunft, als man von ihnen verlangte. Je älter, desto redseliger wird der Pariser, und ein schneeweißer Greis, in dessen Augenbraunen wirklich schon einiges Moos wuchs, konnte gar nicht mehr zu Ende kommen,

als er zufällig des Festes der Föderirten erwähnte, von dem er auf dieser Stelle als Knabe Zeuge gewesen zu sein behauptete. Immer dichter häuften sich jetzt die Zuschauer; auf den Haufen unbehauener Steine, die augenblicklich an den beiden langen Seiten des Marsfeldes lagen, sammelten sich Tausende von Blousenmännern mit Weib und Kind, und dicht dahinter etablirten sich unzählige Vermiethungsbüreau's von Stuhlbesitzern, denen sich alle Diejenigen anvertrauten, welche 3 Francs nicht erschwingen konnten, und sich mit einer „Loge zu zwei Sous," wie der Pariser sagt, begnügten.

Allmählig rückten einzelne Truppentheile heran, und von allen Seiten hörte man den eigenthümlich tiefen Klang der französischen Trommeln. Das sehr einfach uniformirte Bataillon der Militairschule von St. Cyr marschirte vor der Halle des Gebäudes auf und erwartete den Moment, um das kaiserliche Paar zu empfangen; unmittelbar vor unserer Tribüne entfaltete sich jetzt der glänzendste Prospekt. Die Elite der Garden zu Fuß, in einer Stärke von fünf Bataillonen, die in ebenso vielen Linien zwei Mann hoch hinter einander standen, nahmen hier ihre Position ein. Die kaiserliche Gensd'armerie, die ausgezeichnetste Truppe Frankreichs, lauter gebräunte bärtige Gesichter, beschattet von Bärenmützen in hellblauen Uniformen mit gelbem Riemenzeug, das Geniecorps, hellblau mit rothen Aufschlägen, die Chasseurs von Vincennes, endlich die vielbesprochenen Zua-

ven von der Garde, bildeten fünf, in allen Farben des Regenbogens strahlende Spaliere. In der Richtung der Brücke von Jena hin, schlossen sich ihnen die zahlreichen Bataillone der Linien-Infanterie und Chasseurs an. Gegenüber auf der Nordseite des Marsfeldes schob sich eine Eskadron nach der andern hervor und bald war auch dieser Theil von einer Menge Reiterei bedeckt, deren Einzelheiten das Auge aber bei der bedeutenden Entfernung nicht mehr unterscheiden konnte. In der Mitte zwischen beiden Truppenmassen blieb nun ein freier Raum von der Breite des Mittelgebäudes der Militairschule übrig. Nachdem die ungemein vorwitzigen Zuschauer von der Polizei auf die liebenswürdigste Weise aus dieser breiten, von Bajonetten und Säbeln gebildeten Heerstraße fortcomplimentirt worden waren, sah man ungehindert bis zu dem Aufgange der Brücke von Jena, und die goldgestickten Generäle, die auf herrlichen Schimmeln vor der Brücke courbettirten und ihren Gebieter erwarteten, machten von unseren Tribünen aus keinen großartigeren Effekt als weiße Flöhe.

Die Zuschauer belustigten sich bis zum eigentlichen Anfange der Revue mit allerlei geistigen und leiblichen Kleinigkeiten. Sie machten Witze über die alten Butterkuchen und Waffeln, die aus der Stadt auf das Marsfeld geschickt waren, um hier an den Mann gebracht zu werden, warfen sie den Händlern an die Köpfe, und tranken, um den kratzigen Nachgeschmack los zu werden,

das gelbe Getränk „Coco“ hinterdrein, was so viel heißt, als die Hölle mit dem Teufel kuriren wollen. Die Soldaten kamen hinter die Front und ließen sich von ihren in den Farben der Regimenter uniformirten und bei der Revue hinter der Musik marschirenden Marketenderinnen ein Gläschen einschenken, wobei eine verwegene Alte mit einem kleinen gedeckten Tische, auf dem von einer Serviette verhüllte Weißbrode und Saucischen, einträchtig wie versöhnte Parteien, ruhten, die hernach ein Mächtigerer als Beide verzehren soll, sich bis zwischen die Zuaven und Chasseurs einzudrängen wußte. Es gehört wirklich die ritterliche Gutmüthigkeit der französischen Militairs und der Mangel aller Kamaschenknechtschaft dazu, daß man dieses arme Weib bis zu dem letzten Augenblicke in den Reihen der Garden duldete. Erst als zu den Gewehren kommandirt wurde, bugsirte ein würdiger Gardist die Alte mit sehr geschmälerten Parteimitgliedern bei Seite.

Nachdem das kaiserliche Paar das versammelte Auditorium von 55 Eskadrons und 37 Bataillonen, die unbewaffneten Galerien nicht mitgerechnet, länger als eine Stunde lang hatte warten lassen, flimmerte etwas an der Brücke von Jena, die Schimmel der Generäle sprangen noch wilder umher und 30,000 Mann Infanterie zu unseren Füßen traten mit dumpfem Geklirr unter die Waffen. Zugleich begannen ihre 600 Tambours in einem feierlichen Rhythmus zu schlagen, der in diesem Ensem-

ble eine wahrhaft erhabene Wirkung hervorbrachte. An den Trommelschlägern der Gardegensd'armerie und übrigen vier Bataillone vor unserer Tribüne konnte man diesen Rhythmus am Besten erkennen. Er bestand in zwei Vierteln, zwei Achteln und wieder einem Viertel in ziemlich langsamem Viervierteltakt, etwa im Tempo des Andante der Don Juan-Ouvertüre. Da dieses Zeitmaaß fast ganz den gemessenen Charakter eines Trauermarsches hat, so beherrschten die näheren Trommelaccente der Garde nicht so vollkommen das Ohr, daß es nicht in den Pausen zwischen den Vierteln, den entfernten vereinten Hauptchor zu hören vermochte, und die Laute von 500 Trommeln der Linieninfanterie drangen jedesmal stoßweise wie das Stöhnen irgend eines märchenhaften Ungeheuers herüber. Bei der nun herrschenden Ordnung und dem endlichen Durchbruch der Sonne nach sechs und dreißig Stunden starken Regens und einer trüben Atmosphäre, ließ sich jetzt die ganze Größe des militärischen Panorama's ins Auge fassen. Zwar gewährten die Garden einen imposanten Anblick, aber er stand außer allem Verhältniß mit diesen unübersehbaren tiefen Kolonnen der Linieninfanterie, deren Mannschaften in blauen Waffenröcken und rothen Beinkleidern fünf von Stahl blitzende breite, dunkelfarbige Mauern bildeten. So strahlend sich die Sonne gegenüber in den Harnischen und Helmen der Cavallerie auch spiegelte, immer kehrte der Blick wieder zu diesen gewaltigen aneinandergekeilten Schaaren des

Fußvolks zurück. Zwischen beiden lebendigen Mauern hindurch fuhr jetzt zuerst die Kaiserin, begrüßt von Trommeln und Trompeten, im sechsspännigen Wagen, langsamen Schrittes von der Brücke von Jena aus, nach der Pforte der Militairschule, wo das jugendliche Bataillon von St. Cyr ein Spalier gebildet hatte. Der kleine, aus einem Detachement Gardecürassiere und einem zweiten Gallawagen mit Damengefolge bestehende Zug, sah in seiner Einsamkeit auf der so langen und breiten Bahn fast winzig aus, aber die weißseidene Mantille und der helle Sonnenschirm der schönen Kaiserin leuchteten weithin. Zwei Minuten darauf erschien der Kaiser, gleichfalls nur mit einem geringen Gefolge. Der Retter Europa's — so nannte ihn unser Nachbar, der überhaupt seines Lobes gar nicht müde werden konnte — ritt einen köstlichen Schimmel und hielt sich vortrefflich zu Pferde; der König von Portugal, an Gestalt und Jahren fast noch ein Knabe, verschwand wie ein kleiner Planet in seinem Schatten. Nach kurzem Aufenthalte, während dessen die Kaiserin auf dem mit goldgestickten purpurnen Sammtdecken behangenen Balkon der Militairschule Platz genommen, machte der Kaiser die Runde, zuerst bei der Infanterie, dann bei der Kavallerie; endlich nahm er seine Aufstellung unter dem Balkon der Kaiserin.

Wie sollen wir die jetzt unter den Truppen ausbrechende Rührigkeit schildern? Das französische Exercitium meistert den einzelnen Soldaten nicht so weit, daß er mit

seinen Kameraden wie eine stählerne Nadel neben ihres Gleichen, in einem Futterale steckte; er darf sich vielmehr seiner natürlichen Lebhaftigkeit überlassen, bis der feierliche Moment des Vorbeimarsches herannaht. Das Herz eines deutschen Unterofficiers würde wahrscheinlich durch das scheinbar liederliche Schwenken der Kolonnen, durch die nicht allzu gewissenhaft gebildeten Fronten und durch das schwatzhafte Commandiren schwer gekränkt worden sein, allein Thatsache blieb, daß diese auf einem verhältnißmäßig engen Raum aneinandergekeilten 37 Bataillone in Zeit von einer Minute zum Vorbeimarsch fertig waren. Die Schüler von St. Cyr eröffneten denselben, dann folgten die Zuaven in einem rapiden Tempo, dem pas gymnastique, in dem das merkwürdige Bataillon mit seinen rothen türkischen Beinkleidern und weißen Turbanen, bewaffnet mit langen Miniéflinten, unter rauhem Hörnerschall, wie ein Sturmwind vorüberfegte.

In seinen Reihen erblickte man das lustige, confiscirte Gesicht des tollen Parisers, dem der Turban die letzte Zuflucht geworden, und neben ihm die ächt arabischen Physiognomieen und dünnen Kinnbärte der finstern Muhamedaner von der Küste und aus dem Innern Algiers; es ist eine Infanterie, wie sie an Beweglichkeit, Tollkühnheit und Ausdauer in Beschwerden südlicher Klimate nicht noch einmal existirt. Nun rollten sich die endlosen Kolonnen nach einander bis zur äußersten Erschöpfung der Nerven der Zuschauer ab, und es trat erst

wieder ein Moment der frischen Anregung ein, als die Infanterie ihren Vorbeimarsch beendet hatte, und Artillerie und Kavallerie sich näherten. Die dunkle Broncefarbe der französischen Kanonen harmonirt mit ihrem graubräunlichen Anstrich und bildet wiederum einen angenehmen Contrast mit den lebhaften Farben der rothen und blauen Montouren. Je sechs Geschütze, jedes begleitet von seinem sechsspännigen Munitionswagen, auf dessen Kästen die Mannschaften der Fußartillerie, gleichsam bereit, ins ernste Feuergefecht zu eilen, kerzengrade saßen, rollten zugleich vorüber, und die ganze Truppe bestand mit Ausschluß von ferneren zwölf Gardegeschützen aus 36 Kanonen. Der Umstand, daß Niemand von der Bedienung zu Fuß war, verlieh der Artillerie einen überraschend beweglichen und eleganten Anstrich, der seinen Gipfel erreichte, wenn die halben Batterien mit größter Präcision abschwenkten und im Galopp in der Tiefe des Marsfeldes verschwanden. Wenn die ganze französische Kavallerie den 6000 Mann ähnlich ist, welche am 4. Juni paradirten, so kann sie sich mit jeder Reiterei der Welt messen. Namentlich imponirten die Kürassiere der kaiserlichen Garde durch ihre riesigen Pferde und die Wucht der Männer und ihrer Armatur. Die leichte Kavallerie dagegen erscheint bei aller Gewandtheit etwas schwächlich, und reitet einen Schlag Pferde von wenig Zutrauen erweckendem Aeußeren, auch merkt man leicht, daß der Reiter sein Pferd eher als ein unver-

meidliches Uebel, denn als seinen Lebens- und Leidensgefährten betrachtet.

Es war fünf Uhr Nachmittags geworden, als der Kaiser sich auf demselben Wege, den er gekommen war, auch wieder entfernte, und man in dem unermeßlichen Getümmel, das glücklicher Weise nicht durch Staub verdunkelt wurde, erkennen konnte, daß sich um die stolze Machtentfaltung des Napoleoniden, um alle diese Kanonen, Bajonette, Schwerter und Harnische ein einfacher blauer Ring zog, die Blouse auf den Schultern des Arbeiters von Paris. Nicht die frühlingsgrünen Bäume in der Umgebung des Marsfeldes bildeten eine so dichte Wand, als jene unscheinbaren Leinwandkittel, von denen der Kaiser durch seine stahlbedeckten und goldgleißenden Myrmidonen, getrennt war. Wie eine meilenlange Boa constrictor zog sie sich um das heimkehrende Heer, über die Plätze die Straßen hin, über die Quai's und die Boulevarts, ein herrlicher gesunder Menschenschlag mit strahlenden Augen und nervigen Armen.

In diesem tosenden Waffengeklirr, in dieser lärmenden Volksmenge giebt es aber noch einen milden Akkord, die Kaiserin. Als sie sich entfernte, drängte sich eine neugierige Masse zu der Pforte der Militairschule. Ruhig in der schwarzen Wolke unbedeckter Häupter hinschwebend, näherte sich ihr offener Wagen und mit wahrhaft kindlicher Lieblichkeit verneigte sich das anmuthige Wesen nach allen Seiten. Sämmtliche Portraits geben

nur die regelmäßigen Formen der Gesichtsbildung wieder, den ganz besonderen raphaelisch madonnenhaften, zwischen Schmerz und Freude schwebenden Ausdruck hat keines festzuhalten vermocht. Es ist ein Gesicht, das viele Schmerzen der Zukunft prophezeit.

Der Hundemarkt.

Vor zwei und zwanzig Jahren beklagte sich Jules Janin in einem seiner Artikel bitterlich über die Verwahrlosung des Hundegeschlechtes von Paris. Er fand den dortigen Hund nicht würdig der Eleganz der Weltstadt, er bejammerte die Verderbniß der Racen und drang auf die Einrichtung von Instituten, um der überhand nehmenden Verbreitung des „Köters" zu steuern. Damals bestand noch nicht der Hundemarkt in seiner gegenwärtigen Gestalt; es gab nur Privathändler und einen Markt im Faubourg St. Germain, den die Küster der Kathedrale von Notre Dame mit den von ihnen heimlich aufgegriffenen Hunden reichlich beschickten, und die Mediciner besuchten, um sich mit Exemplaren für ihre anatomischen Versuche zu versorgen; etwas Distinguirtes von Hunden erschien nicht auf dem Markte.

Die Lectüre dieses Artikels brachte mich auf den Gedanken, einige Forschungen anzustellen, über die Art und Weise, wie man im Jahre 1855 mit dem treuen Gefährten des Menschen umgehe. Zwei und zwanzig Jahre in

einer so schnell sich fortbildenden Stadt, wie Paris, mochten auch auf diesen Handelszweig einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben, und es bildete sich in mir förmlich die fixe Idee aus, daß die Menschen zu Paris, in den letzten Jahren wie Hunde tractirt, unfehlbar dahin gelangt sein mußten, ihre Hunde etwas menschlicher zu behandeln. Meine Bemühungen gingen nun zunächst dahin, zu erforschen, wo man den Hund in der Gesellschaft antreffen könne, mit einem Worte, ob und wo ein Hundemarkt abgehalten werde. Da mich meine Wanderungen und Beobachtungen gelehrt hatten, daß in Paris für Alles, sogar für den Umsatz in Menschen, öffentliche Märkte bestehen, zweifelte ich keinen Augenblick lang an der Existenz einer ähnlichen Einrichtung für das duldsamste Hausthier. Längere Zeit fragte ich vergeblich umher; meine Gönner und Freunde hatten entweder nie Hunde besessen, oder sie waren ihnen schon vor geraumer Zeit gestohlen worden. Ich sah ein, daß ich mehrere Stufen tiefer hinabsteigen müsse, und wandte mich an einen der Geschäftsleute, welche auf den Brücken und Quais neben kleinen Karren sitzen, auf denen schwarze Täfelchen mit der Anzeige stecken, daß hier Hunde entweder gekämmt oder geschoren werden. Es war zufällig ein Ehepaar, auf das ich zuerst stieß. Sein Büreau lag unfern der Morgue unter freiem Himmel auf einer Steinplatte, die eigentlich der Commune, und zum Trottoir gehörte. Augenblicklich ruhte darauf ein enge be-

maulkorbter, an allen Vieren geknebelter Pudel und tremulirte einen leisen Wehgesang. Ohne sich an diese herzergreifende Melodie zu kehren, war das Ehepaar mit allen Vieren und zwei rostigen Scheeren eifrig beschäftigt, seine natürliche Winterbekleidung in eine leichte Frühlingstoilette zu verwandeln. So harmlos und nützlich an sich dieses Beginnen war, so schrecklich erschien es durch das teuflische Aussehen des Paares der Hunde-Coiffeure; der kühnste Newfoundländer müßte den Schwanz einkneifen, wenn er diese zottigen und geschwärzten Häupter erblickte. Ihre Tournüre war jedoch freundlicher als ihre Façade; auf meine artige Frage nach dem Hundemarkte erfuhr ich, daß derselbe an jedem Sonntage neben dem Boulevart de l'Hopital auf dem Platze des Pferdemarktes stattfinde. Jetzt wußte ich genug, belohnte das Ehepaar für seine Mittheilung und verzögerte nicht länger den Verschönerungsproceß des geknebelten Pudels.

Am nächsten Sonntage bestieg ich um zehn Uhr einen Omnibus, dessen Fahrlinie den Boulevart de l'Hopital streifte und begann meine Expedition. Niemals vorher habe ich einen so eigensinnigen und launischen Omnibus kennen gelernt; entweder seine Carrière grenzte an Verrücktheit, oder die Straßen seiner Tour waren über Nacht verrückt geworden. Vorwärts und wieder rückwärts, rechts und links, grade und krumm, ging es durch ein Gewirr von Straßen, bis wir endlich beim

Stadthause an das Tageslicht gelangten. Unterdessen war ich allmälig zu der Ueberzeugung gekommen, daß der besagte Omnibus gute Gründe zu seinen Kreuz- und Querfahrten gehabt und ein solides Passagiergeschäft gemacht hatte, worüber wir früher bei Gelegenheit einer Charakteristik der Pariser Omnibus gesprochen haben. Genug, wir nahmen vor dem Stadthause eine ganz neue Ladung von Fahrgästen ein und kamen endlich an einen Punkt, wo ich abstieg. Nach zehn Minuten stand ich auf dem Pferdemarkte im Schatten der schönen Allee, die ihn von beiden Seiten einfaßt. Es waren dort Einrichtungen getroffen, um etwa fünfhundert Pferde zu stellen und an Ringe zu binden, frisches Wasser rieselte durch die Gosse und eine kräftige Roßatmosphäre belehrte mich, daß hier der Tummelplatz für die Pariser Centauren sei; von dem Hundemarkte aber sah ich keine Spur. Schon fürchtend, getäuscht worden zu sein, wanderte ich den Marktplatz bergab zwischen den beiden Reihen von Pferdeständen, als ich Spuren entdeckte, welche mein Herz mit frischer Hoffnung belebten. Eine breite Pforte begrenzte den unteren Abhang des Marktes und neben ihr saß ein ernster, fast strenge blickender Mann. Auf einem Gestelle neben ihm hingen etwa hundert höchst schmutzige verrostete Maulkörbe, in deren Schatten ein von Weidenruthen lose geflochtener Deckelkorb stand, aus dem zwei kleine Hunde mich mit einem gellenden Gebell empfingen. Der ernste Mann bekleidete das Amt des

Pförtners des Hundemarktes, stellte Forschungen über verloren gegangene Hunde an, nahm wiedergefundene in Kost und Pension, und vermiethete Maulkörbe für die Dauer des Marktes. Die Bewohner des Deckelkorbes konnten ihrer üblen Laune nach, nur Findlinge, oder von Hunderäubern Gefangene sein, die hier auf ihre Auslösung warteten. Für den eigentlichen Hundemarkt war es noch zu frühe; ich erfuhr, daß derselbe erst pünktlich um ein Uhr stattfinde und sah mich genöthigt wiederzukommen. Die Ankunft des ersten Hundeverkäufers verzögerte indessen meine Entfernung. Er war ein Mann in den auf der Schattenseite des Lebens laufenden Jahren, sein Hut hatte zehn Modegenerationen von Hüten an sich vorübergehen sehen, ohne einem anderen Wechsel, als dem seiner schwarzen Farbe zu unterliegen, der einst sommerlich grüne Frack schimmerte in herbstlichen braunen und röthlichen Tinten, und seine messingenen Knöpfe waren wie überreife Nüsse längst abgeplatzt, Weste und Beinkleider hingen gleich zerrissenen grauen Regenwolken um unfruchtbare Felsen, und die Stiefeln vermochten nach Art schlechter Regierungen nicht mehr die Freiheitsgelüste ihrer Unterthanen, der Zehen, einzuschränken; in der Linken trug dieser Mann einen abgeprügelten Rohrstock, in der Rechten hielt er eine Leine, an der sein Hund wandelte. Ich hätte nicht ein deutsches Herz unter meinem dunkelblauen Sommerpaletot tragen müssen, wenn ich nicht sofort an den Hund des Armen gedacht

hätte, an den einzigen vierfüßigen Freund, den er, nachdem der letzte Bissen Brodes verzehrt worden, mit thränenden Augen auf den Markt führt, um sich für wenige Silberstücke auf immer von ihm zu trennen. Dieses gefühlvolle Räsonnement wurde durch eine nähere Vergleichung zwischen dem Armen und seinem Begleiter an der Leine sehr bald widerlegt. Es war zweifelhaft, ob zwischen Beiden ein länger dauerndes, inniges Verhältniß bestand; denn der Hund, ein chokoladenfarbiges zierliches Windspiel setzte seine zarten Füßchen nur scheu auf das rauhe Pflaster und blickte nie vertraulich zu seinem Führer empor, sondern guckte stets in auffallender Zerstreutheit schüchtern um sich. Der biedre Arme dagegen schien keine Thränen in den Augen, sondern nur rasende Eile zu haben, seinen „einzigen Freund" rasch los zu werden, vermuthlich weil er hoffte, mit der Drathschlinge — wahrscheinlich schwellte eine solche so auffallend die linke Fracktasche — schnell einen neuen Freund zu erwerben. Auch mißfiel ihm die Anwesenheit des auf und ab spazierenden Polizeisergeanten. Ich entfernte mich daher vorläufig, weil ich nicht Zeuge sein wollte, wie vielleicht eine unzeitige Entdeckung den Armen in große Unannehmlichkeiten wegen unbesonnener Anknüpfung von Freundschaften mit fremden Hunden verwickelte.

Nach zwei Stunden befand ich mich wieder auf dem Wege zu dem angenehmen Orte. Jetzt bewies mir schon in einer Entfernung von einer Achtelmeile ein großarti-

ges Vocalconcert, daß der Hundemarkt auf seinem Culminationspunkte stehe. Obgleich ich viel über Gesang referirt habe, kommt es mir doch sehr hart an, diesen Chor würdig zu beschreiben. Wie sich später auswies, wurde er von mehr als zweihundert Mitgliedern gebildet, die nicht wie in menschlichen Akademieen und Vereinen zur Hälfte schwiegen, sondern sämmtlich ihren Part laut und deutlich ausführten. Die Composition rührte von keinem bestimmten Meister her; sie bestand lediglich aus lauter freien Phantasieen über die beliebten Themen „Peitsche und Strick.“ Ihre gänzliche Pausenlosigkeit unterschied sie von jeder menschlichen Musik. Lange stand ich da, gelehnt an einen blühenden Kastanienbaum und lauschte dem Hymnus des Hundegeschlechtes zur Verherrlichung des Sabbaths, ehe ich meine Vorurtheile über Melodie und Harmonie so weit bezwungen hatte, um mich unter die Sänger mischen zu können.

Der Markt war stark beschickt. Auf dem von der Gluth eines heißen Junitages brennenden Pflaster wanderten die Hundeverkäufer auf und ab, und trugen ihre Thiere, oder standen hinter den Abtheilungen, wo Hunde jeder Größe und Sorte an die für die Pferde bestimmten Ringe gebunden waren. Mit Ausnahme einiger Newfoundländer sah man keinen Hund edlerer Race; die ungeheure Majorität bestand aus den allergewöhnlichsten Kötern und Kläffern. Ebenso wenig ließen sich Käufer blicken, und meine Ankunft erregte, da ich der einzige

Mensch war, der keinen Hund trug, oder an der Leine hielt, eine außerordentliche Sensation. Sofort wurde ich von einem halben Dutzend alter Weiber mit schmierigen Hauben umzingelt, die mir eine Menge junger Hunde nahe vor das Gesicht hielten, während ich große Mühe hatte, die würdigen Mütter dieser Thierchen, die zwischen uns umherliefen, nicht mit Füßen zu treten. Kaum befreit von diesen macbethischen Grazien, überfiel mich ein Kerl mit zerschmetterter Nase, der zwei zwiebelfarbige haarige Köter, am Rückenfell, wie zwei Eimer trug, und abwechselnd bald den einen, bald den andern emporhob, um mir ihre unschätzbaren Eigenschaften anzupreisen. Sie verstanden sich so todt zu stellen, daß sie schon die größten Aerzte getäuscht hatten, sie sprangen über Stöcke, sie gingen in das Wasser, sie apportirten stachlichte Kastanien, sie hatten die beste Erziehung genossen, die man Hunden angedeihen läßt; nur widersprachen leider ihre Physiognomien dem ihnen gespendeten Ruhme. Unfern davon ließ dagegen ein Ouvrier in blauer Blouse sein struppiges Hündchen alle die Kunststücke wirklich ausführen, mit welchen die zerschmetterte Nase nur geprahlt hatte. Das Thierchen war wenigstens wohldressirt, und den sorgenvoll blickenden blassen Handwerksmann schien wirklich der Mangel zu zwingen, den lustigen Spielkameraden seiner Kinder loszuschlagen, um einen Esser mehr aus dem Hause zu schaffen. Der kleine Struppige war augenscheinlich der gebildetste Hund des Marktes; die

übrige Sippschaft, wenn sie nicht etwa im Karrendienste steif geworden, verstand sich offenbar nur darauf, Bratwürste zu stehlen, die Häuser zu verunsäubern und nach den Beinen zu schnappen. Jeder großen Stadt in Deutschland würde es schwer geworden sein, eine so nichtsnutzige Hundegesellschaft zusammenzubringen, wie sie hier den Cynismus von Paris vertrat.

„Giebt es hier viele gestohlene Hunde?" fragte ich den beaufsichtigenden Polizeisergeanten.

Der Mann machte ein nachdenkliches Gesicht und sagte: „Monsieur, wahrscheinlich sind neun Zehntheile von denen, die Sie hier sehen, gestohlen."

„Und die Polizei bekümmert sich nicht darum?" rief ich entrüstet über diese Naivetät eines Mitgliedes der Exekutivbehörde.

„Wer sollte wohl alle hiesigen Hunde controlliren?" fragte dagegen der erfahrene Kenner der Menschen und Köter, und entfernte sich nach militärischem Gruß, um auf dem rechten Flügel Ruhe zu stiften, wo ein offenes Feldbeißen unter mehreren der Leine entwischten Kötern auszubrechen drohte. Das ohnehin schon betäubende Geklaff und Geknurr artete bei dem Klatschen der unter die vierbeinigen Raufbolde freigebig ausgetheilten Fuchtel in allgemeine heulende Beileidsbezeugungen aus, und selbst die an dergleichen Auftritte gewöhnten Bewohner der angrenzenden Pferdemarktstraße steckten befremdet die Köpfe zu den Fenstern heraus. Ich hatte vollkommen

genug und wollte mich in der ausbrechenden Verwirrung entfernen, als mir die erwähnten Weiber abermals den Paß verlegten; ich sollte durchaus einen Hund kaufen. Was war zu thun? Durchaus in der Minorität befindlich, machte ich gute Miene zum bösen Spiele und erklärte, daß ich allerdings die Absicht hege, einen Hund, und zwar einen Mops (Mopse) zu kaufen. Da ich mich überzeugt hatte, daß kein Mops zur Stelle sei, konnte ich ungestraft ein Verlangen nach ihm äußern. Das pfiffige Volk durchschaute aber die leere Ausrede, oder mochte an meiner Verlegenheit erkennen, daß ich mich gerne von ihnen los machen wollte; ein entschlossenes Weib hielt mir also ihren Hund hin und sagte: „Monsieur, hier ist ein Mops.“ Wäre ich mit der gemeinen Volkssprache von Paris vertrauter gewesen; ich hätte der Wahrscheinlichkeit nach, mich in eine Disputation eingelassen über die Unterschiede zwischen einem Mops und dem sonderbaren Bastard von Dachshund und Affenpinscher, der in den Armen der kühnen Naturforscherin ruhte; als reiner Anfänger in dieser, in ihren unübertrefflichen Abkürzungen so bewunderswürdigen Sprache, die Welten von Gedanken in ein Maulvoll bloßer Consonanten zusammenzukeilen versteht, sprang ich aus der mich umgebenden Weiberrunde in den eben vorbeirasselnden Omnibus und warf den Hundeverkäuferinnen Kußhändchen auf Nimmerwiedersehen zu, indem ich aus tiefstem Herzensgrunde Jules Janin beipflichtete, wenn er den ganzen

französischen Sprachschatz durchwühlt, um die schäbigsten abgegriffensten Vocabeln zur Bezeichnung der erbärmlichsten Hunde von der Welt auszusuchen.

Schon waren wir eine beträchtliche Strecke von dem eigenthümlichen Markte entfernt, als noch immer das vielstimmige Gebell der zottigen Sklaven uns nachschallte, und ich mußte obenein als Lohn für meine Wißbegierde mir gefallen lassen, daß die Passagiere des Omnibus meine Nähe mieden und entferntere Plätze suchten, eine Vorsicht, die keineswegs einem Besucher des Hundemarktes gegenüber überflüssig war, wie ich erst einsehen lernte, als später im Café der Kabylen mein Rock gleichfalls Ansiedler aufnahm, die nur das Mikroskop als nicht identisch, aber nahe verwandt, mit den hüpfenden Freischärlern des Hundemarktes erkennen würde.

Père Lachaise.

Von einem Spaziergange durch die engen und dunklen Gassen, welche vom Temple nach dem Boulevart führen, zurückkehrend und erwägend, daß auf diesem schmutzigen Wege einst Ludwig XVI. von seinen Henkern — zur Hinrichtung gefahren worden, fühlte ich meine Aufmerksamkeit durch ein schlichtes, aber feierliches Schauspiel gefesselt. Der Hausflur eines wackligen alten Gebäudes war mit schwarzen Tüchern behangen, von denen im Hintergrunde ein großes weißes Kreuz grell abstach. In der Mitte dieser künstlich geschaffenen Kapelle stand ein kleiner Katafalk mit einem Kindersarge, umgeben von sechs brennenden Wachskerzen, an dem die Vorübergehenden und die Nachbarschaft eine kurze Andacht verrichteten, und dann mit gleichgültigen Mienen ihren Weg fortsetzten. Während ich noch in der Nähe dieses Schauspieles verweilte, stieg der Geistliche in Begleitung seines Chorknaben die Treppe herab, sprach die letzten Gebete und entfernte sich dann, worauf die Eltern und einige Verwandte den Sarg seines kirchlichen Schmuckes ent-

kleideten, die Lichter auslöschten, und dem schlichten offenen Leichenwagen folgten, auf welchen der Kutscher und ein Kirchendiener die Ueberreste des kleinen Knaben gesetzt hatten. Daß es aber ein solcher sein müsse, ging aus der Begleitung von Vieren seiner Spielkameraden hervor. Diese hatten die Schnüre des Leichenwagens ergriffen und schritten, wie Soldaten, welche die Zipfel des Leichenwagens eines Kriegsgefährten halten, auf beiden Seiten des kleinen Zuges einher. In munterem Schritte fuhr der Leichenwagen ab, die männlichen Verwandten folgten ihm paarweise zu Fuße, die Frauen warfen ihm ohne sonderliche Rührung noch einige Blicke nach und der Staub eines Kindes, das vielleicht nie in diesem Hause eines armen bedrängten Daseins die goldenen Freuden der Jugend kennen gelernt hatte, wurde gleichgültig, wie es im Dasein empfangen sein mochte, auch auf Nimmerwiedersehen von dannen geschafft.

Seit meinen Kinderjahren bin ich stets gern den Leichenzügen gefolgt; zuerst aus Neugier, dann aus Behagen am eigenen Dasein im Gegensatze zu dem Todten, zuletzt wie ein Naturmensch, der eine Musikbande begleitet: aus Freude an der beschwichtigenden Harmonie; ich schloß mich also dem kleinen Gefolge an. Aber ich bekenne, daß ich diesmal dazu noch einen anderen weniger philosophischen Beweggrund hatte. Der Leichenzug bewegte sich in der Richtung nach dem Kirchhofe Père Lachaise, und ich gedachte den Anblick eines klein-

bürgerlichen Leichenbegängnisses mit dem Besuch der weltberühmten Gräberstätte zu vereinigen.

Wir durchkreuzten den Boulevart Beaumarchais und geriethen in ein Gewirr armer Straßen, wo die uns Begegnenden vor dem Sarge die Hüte abzogen und selbst einige, vor einem Kaffeehause sitzende Araber, Zeichen religiöser Achtung machten; endlich nach einem langen Marsche wandten wir uns rechts, und kamen in die Straße La Roquette, der offenen Vorhalle zum Kirchhofe Père Lachaise. In dieser Straße hat die Industrie des Grabes ihre Werkstätte aufgeschlagen und fertigt die letzten irdischen Eitelkeiten an, die von dem Ruhme der Todten und der Liebe der Hinterbliebenen mit gleicher Beredtsamkeit sprechen sollen. Die Straße La Roquette ißt mit den Würmern an einem Tische. Die Steinmetzen, Gitterschmiede und Kreuzhändler sitzen an dem oberen Ende; die Würmer unten, wohin sie von Rechtswegen gehören. Lägen nicht mitten in der Straße die beiden großen Gefängnisse des Correctionshauses für die verwahrloste Jugend und das unverbesserliche Laster, welches von hier auf das Schaffot geführt wird, die Lebenden besäßen gar keine Anrechte an diesen melancholischen Eingang zu der Schlafstätte der Pariser.

Aufgerichtete Leichensteine jeder Größe und jedes Preises, einfache Gedenktafeln, theure und wohlfeile Gitter, eiserne und steinerne Urnen oder Kreuze, endlich schlichte hölzerne Marken für die Gräber der Armuth, kaum

dauerhaft genug, um die Witterungseinflüsse eines Winters zu überstehen, sind zum Verkauf ausgestellt oder werden von fleißigen Handwerkern angefertigt. Die Thonpfeifen qualmen, die Sägen schrillen, die Hämmer pochen und in das dumpfe Rollen des nie versiegenden Stromes der Leichenzüge mischen sich lustige Couplets von Liebe und Kriegsruhm, von Tanz und Wein. Der Todtengräber im Hamlet sang bei seiner Arbeit doch nur ein düsteres, auf den Tod bezügliches Lied, diese leben vom Grabe und besingen vom Morgen bis Abend das Leben; das geht selbst über die grundernsthafte Phantasie eines Shakespeare.

Die absonderlichste Fabrication ist die der Todtenkränze. Man legt den Verstorbenen in Paris keine Blumen auf das Grab; man kauft fertige wulstartige, über Stroh gearbeitete, weiße oder schwarze Kränze, auf denen mit unächtem Silberstoff eine Widmung „meinem Vater, meiner Mutter, meiner Schwester u. a. m." angebracht ist, und hängt diese an den Monumenten auf. Ob die Gemüther zu weich sind, um von dem eigenhändigen Flechten eines frischen Blumenkranzes zu tief ergriffen zu werden, oder ob sie hart genug sind, um dem Andenken Verstorbener eher ein Stück Geld, als eine kleine Mühe zu widmen? Es wäre interessant, dieser Sitte und ihrer Entstehung nachzuforschen. Auf den Hausfluren sitzen Frauen, Mädchen und Kinder, arbeiten an solchen Kränzen, verrichten daneben leichte wirth-

schaftliche Geschäfte, reinigen Gemüse, bereiten Salat, und preisen den Vorübergehenden ihre Waaren an. Sogar die feierlichen Leichenbegängnisse selber sind vor den jugendlichen Tirailleuren dieser Kranzfabrikation nicht sicher, und wie die Buben sonst den Spazierenfahrenden Bouquets anbieten und den Wagen nachlaufen, so versuchen sie hier frecher Weise mit dem Kummer ein einträgliches Geschäft zu machen.

Unser Leichenzug legte ziemlich unangefochten seinen Weg zurück. Mit vielgeübtem Scharfblick mochten die kleinen Verkäufer bemerkt haben, daß der Schmerz der Leidtragenden nicht groß genug sei, um ihnen einen Absatz zu sichern. Sie zogen sich zurück und warteten den nächsten Todten ab, der ihnen mehr trauernde Freunde oder lachende Erben zuführen sollte.

Jetzt lag die Straße der Möbelhändler des Todes hinter uns, und der Wagen fuhr zum Thor hinaus, quer über den Weg der Barrière Aunay in das weite Portal des Kirchhofes, dessen gepflasterte Hauptstraße sich ziemlich steil bergan bis zu der Kapelle erstreckte. Unser dürftiger Leichenzug vermaß sich nicht dieses Pfades der Reichen und ruhmvoll Unsterblichen; er wandte sich gleich rechts um den Fuß des Berges und verfolgte eine lange mit kleineren Denkmälern eingefaßte Chaussee, an deren Ende er hielt und seine geringe traurige Bürde von dem Wagen hob, worauf sich dieser mit der Eile eines schon bestellten Fiakers im Trabe entfernte. Die

Familienangehörigen begleiteten den von zwei Todtengräbern getragenen, schlichten und unangestrichenen, einem Cellokasten sehr ähnlichen Sarg, zwischen verfallenen Denkmälern und Hügeln, den vom Nachtregen schlüpfrigen Thonboden des Bergabhanges hinab, bis zu einer flachen Gruft, entledigten sich des Todten, warfen ihm einige feuchte Erdklumpen nach und kehrten plaudernd in die Stadt zurück.

Wenig erbaut von dieser frivolen Handlung stieg ich durch Schutt und Todtengebeine wieder die Anhöhe hinauf und wanderte zu der eigentlichen glänzenden Gräberstadt. Es war ein Morgen, um die menschliche Einbildungskraft zu heiteren und liebenswürdigen Bildern und Gedanken anzuregen. Die uralten Bäume waren mit Blüthen behangen, die Regentropfen auf den Gräsern schimmerten wie Diamanten, und lachende Vogelstimmen erschallten in den Gebüschen, um nur zu verstummen, wenn die kleinen Sänger heranhüpften, um von dem in Spalten und Narben alter Grabsteine angesammelten Wasser zu trinken, oder darin zu baden. Die Sonne warf durch die hohen Laubgewölbe wunderbare Blicke auf die Marmorhäuser der Todten, und über dem verschleierten lebenden Paris wogten leise Nebel. An einem solchen Morgen mochten hier vor vierhundert Jahren, als der Ort dem reichen Bürger Regnaut gehörte, lustige Paare gewandelt sein und von anmuthigen leichtsinnigen Dingen geplaudert haben, viele Jahre später mochte

dann der Pater Lachaise, der Beichtvater Ludwigs XIV. hier auf einsamen Gängen, staatskluge Pläne ersonnen, und gute Methoden, sein Beichtkind zu beherrschen, erfunden haben; seit der Vertreibung des Jesuitenordens im Jahre 1763 gehört dieser stolze und schöne Berg der Commune von Paris und ist aus einem Landsitz und einem Confessionshause ein Kirchhof geworden. Aber er ist kein Kirchhof im gewöhnlichen Sinne des Wortes; Père Lachaise ist das Persepolis, das Escurial, eines reichen Volkes, und auf seinen luftigen Höhen ruhen alle großen oder wilden Leidenschaften aus, die das Schicksal in Paris enden ließ. Hier oben, wo so viele eingefallene Augenhöhlen den Zauber der schönen Landschaft und fernen Architektur nicht mehr sehen können, versammeln sich die Todten zu einem aristokratischen Club. Wie es einst nach dem Witzwort der Alten nicht jedem freistand „nach Korinth" zu reisen, so hat nicht jeder das Recht oder den Anspruch auf die Höhe von Père Lachaise. Selbst der Ruhm und die hohe Geburt sind unter gewissen Bedingungen ausgeschlossen, denn auf Père Lachaise herrscht mit unumschränkter Macht die Aristokratie des Geldes. Man mag ein noch so schlimmes Andenken hinterlassen haben und es ist Geld dabei; man findet sein Paradebett auf dem Berge bestellt.

Der Kirchhof Père Lachaise oder das Paris der Todten läßt sich wie das Paris der Lebendigen in patricische und plebejische Viertel theilen. In jenen erfreuen

sich die Schatten eines bleibenden Grundbesitzes, der ihnen durch das Wort „à perpétuité,“ auf der Kehrseite ihrer Monumente, und in den Listen der Behörde verbürgt wird, sie besitzen stattliche Häuser, gepflasterte Straßen, schattige Alleen, schützende Gitter und kunstvolle Bildsäulen; in diesen, wo die Gebeine des armen Volkes gleich wenig Schutz vor den zerstörenden Kräften der Natur, wie einst vor denen der Gesellschaft, finden, dürfen die Todten nur zur Miethe wohnen. Gleich ihren schlechten und feuchten Wohnungen im Leben, müssen sie, dicht übereinander gepackt in Särgen aus morschem Holze, mit großen Familienhäusern am Abhange des Berges fürlieb nehmen, und im bitter ironischen Sinne die Lehre von der Brüderlichkeit aller Menschen bewahrheiten helfen. Diese Schädelstätte, auf die man aus der fernen Höhe, wie auf ein weites Knieholzfeld von Kreuzen und Zeichen herabblickt, gewährt in der Nähe das abscheuliche Schauspiel einer verwahrlosten Wildniß. Schutt, Moder und Knochen entstellen den Todtenacker, der ein Saatbeet fruchtbarer Empfindungen sein sollte. Wäre es möglich, daß die Armuth den Menschen lieblos gegen die Todten machte und den Egoismus in seiner Brust erstarkte? Daß der Reichthum auch das Vorrecht einer zarteren Auffassung des Daseins und seiner Vergänglichkeit verliehe. Fast scheint es so, wenn man den Blick von dem Abgrunde der gemeinschaftlichen Todtengrube wendet und das vornehme Gräberviertel durchwandert.

Die üblichste Form der Todtenhäuser besteht in einer kleinen schrankenartigen Kapelle, welche durch eine verzierte Gitterthür verschlossen wird, zu der man auf einigen Stufen hinaufsteigt. Das Innere gewährt eben Raum genug für einen Miniaturaltar im Hintergrunde, auf dem neben einem Crucifixe Gefäße mit künstlichen Blumen stehen, und für zwei Betschemel oder Rohrstühle. Zum Material dieser Kapellen hat Marmor oder Sandstein gedient, doch finden sich auch einige wenige, bei denen man Erz oder Eisenguß benutzt hat. Um zwei bis drei Fuß über der Fahrstraße erhöht, bilden sie lange hügelige Straßen, in denen noch ein schmaler Pfad vor ihren Façaden für den Fußgänger übrig bleibt. Alte hochragende Bäume überwölben sie, und zierliche Gebüsche, die der Zufall, nicht Menschenhand säete, verleihen dem Orte einen malerisch mildernden landschaftlichen Charakter. Die melancholische Betrachtung des Todes kann hier ihrem selbstquälerischen Geschäfte mit Bequemlichkeit nachgehen. Reinliche Stufen und sauber gehaltene Grabsteine laden zum Sitzen ein, und den Freund schöner Aussichten erheitert der Anblick eines unvergleichlichen Panorama's von Paris. Je aufmerksamer man aber die Namen der zur Ruhe gegangenen Einwohner, die statt der Hausnummern über ihren Häuserpforten stehen, durchmustert, desto mehr fühlt man sich durch die Stimme des Ruhmes in das Leben zurückgeführt, das denn doch, wir mögen blicken, nach welcher

Seite wir wollen, für den armen Sterblichen nichts ist, als eine Vergangenheit, die den ungewissen Schatten der Zukunft hinter sich wirft und uns höhnisch ein Ding, wie einen schwachen Strohhalm, die Gegenwart, hinhält.

Die französische Centralisation hat sich auch hier im Gebiete des Nachruhmes bewährt; fast alle berühmten Todten von Paris, es sei denn, man hätte sie der Ehre des Pantheons gewürdigt, oder besondere Motive waren für ihre Beisetzung in den Gewölben des Invalidendomes anzuführen gewesen, sind hier in glänzender Gesellschaft beisammen. Ihre Zeitrechnung geht aber durchschnittlich nur bis zur französischen Revolution zurück, und es sind allein die Lorbeeren der neuesten Geschichte, die man hier in marmornen Annalen lesen mag.

Unser Weg führt uns zunächst an dem Monument von Casimir Perrier vorbei, der auf hohem Steinbau, in ganzer Figur, einen weiten Platz beherrscht. Die Seitenstraßen zur Linken laufen auf einen poetisch und heimlich gelegenen Winkel aus, um den schon seit langer Zeit nicht mehr neue Gräber gebaut werden. Hier in unmittelbarster Nachbarschaft liegen die Männer, die unter der Führung des größten Eroberers aller Jahrhunderte, seine Adler durch ganz Europa getragen haben. An dem reichen Familienbegräbniß der Familie Kellermann vorüber, das einem weiten Altan ähnlich sieht, kommen wir zu dem einfachen, aber erhabenen Denkmal von Massena, einem der ältesten Marschälle des Kaisers,

seinem Retter in der furchtbaren Schlacht bei Eßlingen, wo das Zünglein der napoleonischen Waage einen Augenblick lang schwankte und die Hand des Unglücks mahnend an seine Krone rührte. Die Marschälle Serrurier, Suchet und Lefebre ruhen in Massena's Nachbarschaft. Eine unscheinbare Pyramide mit Napoleons eigenen Worten: „L'homme le plus vertueux, que j'aie connu." als Inschrift, schmückt die Asche Larrey's, des vortrefflichen Oberarztes der großen Armee. Unweit von diesen treuen Freunden des Kaisers hat der Zufall seinen schlimmsten Feind gebettet, den Corsikaner und russischen Diplomaten Pozzo di Borgo. Die scharfgeschnittenen geistreichen Züge seiner Büste blicken nicht auf Paris hinab, sondern hinauf zu der Ruhestätte der ergebenen Diener Napoleons, und selbst in dem kalten Marmor liegt noch etwas von der erbitterten Spannung, mit der Pozzo di Borgo die Laufbahn seines überlegenen Landsmannes sein Lebenlang verfolgte.

Auf diese kriegerischen und haßbeseelten Anklänge folgt ein sanfttönender Laut der aufopfernden Anhänglichkeit. Unmittelbar an der anderen Seite der Hauptallee, welche von dem schmaleren Laubgange, in dem wir uns befinden, durchschnitten wird, nennt ein bemooster Stein den Namen Deseze. Der Vertheidiger Ludwigs XVI. hat das Glück gehabt, in einer Zeit zu sterben, die seinem Andenken das gebührende Recht widerfahren lassen konnte. Sein Grabmal steht unverletzt und keine revolutionäre

Hand hat seine bescheidenen Zierrathen in frevelhafter Parteienwuth beschädigt, nur die Vegetation kriecht über den Stein und droht ihm mit allmähligem Verderben. Die gegenwärtige Generation in ihrem hastigen Geldwucher hat keine Muße, um die Ruhestätte eines treuen Dieners zu säubern, oder diese Tugend ist überhaupt in das Fabelbuch geschrieben, und findet keine würdigen Helden zu ihrer Ausübung mehr. Die Zeitgenossen, namentlich die jüngeren, wenden sich mit Vorliebe zu einem Denkmal, das man in einer sentimentalen Laune einer anderen Gattung von Treue errichtet hat.

Abälard und Heloise sollen angeblich hier durch ihre übersiedelten Gebeine vertreten sein, und die unglückliche Liebe von Paris flüchtet zu dieser Stätte und hofft durch Opferspenden an das Monument der am ärgsten mißhandelten Neigung, welche je die Welt gesehen, Abhülfe ihrer Leiden. Nirgends findet man so viel Votivkränze, als an dieser Stätte und doch erblickt man nie Personen, welche dergleichen aufhängen. Wahrscheinlich gilt nach der Logik der Pariser eine unglückliche Liebe für eine so lächerliche Sache, daß die feiner organisirten Seelen die Dunkelheit abwarten, um ihrem frommen Wahne genug zu thun. Das Grab Abälards und Heloisens ist vielleicht auch nur ein Wallfahrtsort der sentimentalen Coquetterie, wie die Juli- und die Vendômesäule für die politischen Schwärmer verschiedener Farben.

An Börne's Grabe finden sich nicht mehr so viele

Wallfahrer ein, als in früheren Jahren. Ist man zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Sache einer vernünftigen Freiheit mehr durch strebsamen strengen Bürgersinn, als durch pathetische Declamationen leidenschaftlicher Schriftstücke genützt werde? Genug, sein Grabstein auf der Höhe des Kirchhofes ist von verwelkten Gräsern umgeben, und keine Station mehr für die deutschen Reisenden.

Eine ganz bestimmte Kategorie, wenn wir bei der Unmöglichkeit, unter fast vierzigtausend Denkmälern, auch nur die hervorragendsten Namen in Literatur, Kunst und Theater aufzuzählen, auf ein anderes Gebiet übergehen, bilden die Monumente der reichen Namenlosen. Sie scheinen einerseits nach dem System der alten Pharaonen construirt worden zu sein. Da man nicht in der Lage war, ihnen durch Inschriften eine höhere Bedeutsamkeit zu verleihen, so suchte man durch Anhäufung von Massen der Zeit Trotz zu bieten, und dem ächten Ruhm ein Bein zu stellen. Ausländer und Leute aus den Departements wetteifern miteinander um den Preis dieses komischen und schlechten Geschmackes; nur ausnahmsweise verirrt sich ein Pariser zu einer solchen Narrheit jenseits der Grube. Wir nennen als den unbestrittenen Fürsten dieser Klasse nur einen Namen, den des Herrn Felix de Beaujour, der aus Callas in der Provence gebürtig, eigends nach Paris gekommen sein mag, um seinen verkannten Tugenden entsprechend, würdig begra-

ben zu werden. Auf dem letzten Gipfel des Kirchhofes steht die Pyramide dieses unberühmten Unsterblichen, als ob sie wie ein Kind noch auf ein Bänkchen steigen müßte, um größer zu erscheinen.

In humoristischen Bemerkungen über dergleichen krankhafte Liebhabereien der Menschen sind wir nach und nach bis zu der hinteren Ringmauer des Kirchhofes vorgedrungen, und sehen uns in der Mitte einer Menge von fleißigen Arbeitern, die rauchend und plaudernd neue Gräber aufrichten und die Todtenstadt so eifrig vergrößern, als ihre Brüder das heutige Paris der Lebenden.

Wir entfernen uns daher mit der tröstlichen Betrachtung, daß, so ungewiß auch die Vermiethung der neuen Stadtwohnungen sein mag, die neuen Häuser auf Père Lachaise gewiß und unter jeder Bedingung solide Bewohner bekommen werden.

Der Hausschließer.

Die Anlagen einer Nation für Polizeiwesen muß man, ohne einen Irrthum zu begehen, nie nach den öffentlichen Polizeianstalten beurtheilen. Die Italiäner, deren Polizei die gröbste und unleidlichste der Welt ist, deren Paß- und Thorschergen, wie Taschendiebe, Rock, Weste und Beinkleider der Reisenden durchsuchen, geriethen sonst unschuldig in den Verdacht, das polizeisüchtigste der Völker zu sein, während die Franzosen mit ihren höflichen Beamten, ihrer scheinbaren Unbekümmertheit um das Treiben der Einzelnen, und ihrer artigen Nachsicht, in den Geruch kommen könnten, in Polizeisachen kein Talent zu besitzen. Um die Anlagen einer Nation für Polizeiwesen zu ergründen, muß man in ihre Häuser treten, sie innerhalb ihrer Thürflügel beobachten, und man wird entdecken, daß der Italiäner, in dessen Landen es die schlechtesten Schlösser an Zimmern und Schränken giebt, dessen Häuser unbewacht offen stehen, dessen alte Paläste selber, Menschen, Vögeln und Winden als freie Straßen dienen, auf der untersten Stufe polizeilicher Begabung

steht, daß hingegen der Franzose der eigentliche Polizist und Spion der Menschheit, und seine Fürsorge für alle „Unterdrückten und Seufzenden“ nur die Theilnahme eines Reviercommissarius ist, der sich aus Wichtigthuerei und Eitelkeit gern rufen läßt, um die Zänkereien in seinem Bezirk durch persönliches Ansehen zu schlichten.

Jedes Haus zu Paris ist ein Paragraph in dem System der Polizeiwissenschaft. Unbewachte Häuser, in denen man, wie in anderen frommeren Ländern und Städten, unangehalten bis auf den Boden gelangen kann, sind dort ein Unding; jedes Haus hat seinen Polizeipräfecten, den Hausschließer (Portier oder Concierge). Eben die Existenz dieser Menschenklasse beweist aber nach dem philosophischen Satze, daß sich in der höheren und organischen Welt die Glieder der Geschöpfe, und die Kennzeichen der Gattungen, nach ihren Bedürfnissen erzeugen und entwickeln, daß ein heißes Polizeiverlangen tief in der Nationalseele liegt, und ein würdiges Seitenstück zu dem sogenannten sechsten Sinn der Franzosen bildet. Wie es sich für hochbegabte Naturen schickt, sehen wir deshalb die öffentliche französische Polizei auf dem Culminationspunkte dieser edlen Disciplin angelangt. Sie weiß Alles und beobachtet die naive Miene der Unwissenheit, sie hat ihre Finger überall, und scheint doch die Hände sorglos in den Hosentaschen zu tragen, sie ist stets höflich, weil sie als feiner Kopf weiß, daß es keine grenzenlosere Dummheit für Diplomaten giebt, als ihren

Opfern den willkommenen Vorwand des Märtyrerthumes in die Hand zu spielen, sie ist gegen den Einzelnen uneigennützig, weil sie ihr Geschäft en gros betreibt, sie gewährt Freiheit in grob sinnlichen Dingen, um die erhabenen Neigungen der Menschheit in prometheische Fesseln zu schlagen, und sich als gefräßiger Geier an den inneren edlen Theilen der sittlichen Gemeinschaft zu sättigen. Das ist die Meisterschaft in ihrer höchsten Entwicklung; die Hauspolizei ist aber das Schuljungenthum, das A B C der Ueberwachung, das Fibelstudium, das seine Stümperei auf der Stirn trägt, jedoch mit allen den scherzhaften Reizen ausgestattet ist, welche der reflectirende Mensch an der unentwickelten Jugend so sehr liebt.

Der Hausschließer bewohnt immer einen Raum, von dem aus er alle Eintretenden sehen und anhalten kann. Ein Haus mag noch so schmal und klein sein; es muß ein Loch für den Hausschließer haben, und wäre es auch nicht größer, als die Hütten, die man den vierbeinigen Hauswächtern anzubieten wagt. Das Amt eines solchen Hausschließers beschränkt sich aber nicht darauf, kommende Personen mit Argusaugen zu prüfen und ihnen die nöthigen Anweisungen zu geben; er lebt einem höheren Beruf. Er vermittelt die Beziehungen der Außenwelt zu den inneren Zuständen und hält die Ordnung im Interesse des Ganzen aufrecht. Seine Bedeutung wächst daher oder nimmt ab mit der Bedeutung des Hauses,

welchem vorzustehen er durch den Besitzer für würdig gehalten worden ist. Der Hausschließer eines Gesandten wird ein Anderer sein, als der eines Banquiers, der Hausschließer eines Hôtels ein Anderer, als der in einem winzigen Privathause; einen Zug haben sie sämmtlich gemein, das Gattungsmerkmal einer kindischen Polizeineugier. Verdammen wir ihn indessen nicht, ohne seine Sache untersucht zu haben; wir sehen uns vielleicht durch mildernde Umstände veranlaßt, Nachsicht zu üben.

Der Hausschließer muß in einer Behausung leben, die gleichsam nur ein ganz wohlfeiles Handwörterbuch der dem Menschen nothwendigsten Bequemlichkeitsvocabeln vorstellt. Zwischen dem Bette, worin die ganze Familie so lange schläft, bis die Jungen so groß sind, um aus dem Neste und ins Leben hinausgeworfen zu werden, dem Lehnstuhl und dem Arbeits-, Eß-, Nacht-, Schreib- und Waschtisch, hat der Hausschließer meistens nicht so viel Platz, um mit seiner Familie aufrecht stehen zu können, und doch darf er diesen traurigen Käfich um seines Amtes willen, weder bei Tage noch bei Nacht verlassen. Wie verzeihlich erscheint daher das Verlangen, auch seinen geringen Antheil von den Merkwürdigkeiten und Wechselfällen der bewegten Stadt zu erhaschen und, wo Alles nach Genuß jagt, die glücklicheren Jäger um einen kleinen Theil der Beute zu erleichtern. Der strenge Wächter des Hauses ist der strenge gehaltene Gefangene desselben, und nur seine Untergebenen sind frei, wie der Zug-

wind, der an seiner niedrigen Thür vorbeibläst und seinen kühlen Athem für zu vornehm hält, um die dunstige Grube des Elenden zu lüften. Welcher traurige Widerspruch! Der Hausschließer kann nicht, wie alle Creaturen des Erdballs, sein Leben in zwei bestimmt abgegrenzte Hälften von Wachen und Schlaf theilen; selbst die Raubthiere und Nachtwächter sind vortheilhafter als er gestellt, da sie wenigstens unbehindert Tag und Nacht vertauschen können; er muß wie ein treuloser Frachtfuhrmann oder Flußschiffer, Wein und Tabak, zoll- und quartweise, so den Schlaf minutenweise stehlen. Mit der Zeit gewöhnt er sich an jenen räthselhaften Zustand von Schlafwachen, in dem er ohne seinen Schlummer zu unterbrechen, alle Dinge um ihn her genau wahrnimmt. Wenn alle Hausgenossen noch schlafen, bringt es seine Pflicht mit sich, schon munter zu sein, und die Zeitungen in Empfang zu nehmen, die er wie ein erster Untersuchungsrichter vorsichtig ihrer papiernen Hülse entkleidet und bis auf den letzten Buchstaben durchsucht, denn er ist ein Mann, der Gedrucktes und Geschriebenes gleich fertig lesen kann, und gern von sich behauptet, er würde bei einer besseren Jugenderziehung es bis zur Anwartschaft auf einen Lehnstuhl in der Akademie gebracht haben. In Häusern, mit deren Zeitungsabonnement es schlecht bestellt ist, und man mag sagen, was man will, diese Häuser sind in Paris verhältnißmäßig häufiger, als in irgend einer größeren Stadt Deutschlands, hat

der Hausschließer nichts weiter zu thun, als sich an seine Arbeit zu begeben, die entweder mittelst des Pfriemens oder der Nadel verrichtet wird. Wenn er ein nach dem Hausflur gehendes Fenster hat, so setzt er sich auf den Tisch und wartet nähend den ferneren Gang der Ereignisse ab, hat er nichts als eine Thür, so öffnet er diese und macht sich sprungfertig. Der erste Mensch, auf dessen Ankunft er mit Sicherheit rechnen kann, ist der Briefträger, und die Hypothesen des Hausschließers, wer im Hause heute einen Brief erhalten, und ob dieser ein Liebes-, Geld- oder Mahnbrief sein werde, verursachen ihm ein ebenso großes Vergnügen, als einem Naturforscher irgend eine neue Vermuthung über die Beschaffenheit des Lichtes, der Elektricität und des Magnetismus. Wie den Gelehrten nicht der geheimnißvolle hermetische Verschluß der Welt vor verwegener Wißbegier, schreckt ihn das Siegel der Briefe niemals ab. Er liest sie nicht gleich somnambulen Personen mit der Herzgrube, er gießt das Siegel nicht vorher in Gips ab, schmilzt den Lack nicht mit einem erhitzten Thonpfeifenkopf, wie manche Postbehörden zu thun pflegen; er besitzt jene wunderbare Fähigkeit, welche Georges Sand in den Consuelo dem Grafen Albert beilegt, ohne sie zu motiviren und erklären; er sieht durch Bretter, also auch durch Couverts; es steht fest, daß er den Inhalt aller Briefe kennt, so gut als der Graf Albert Alles weiß, was in den nächsten Zimmern und meilenweit von ihm geschieht. Spielt

das Od des Grafen Reichenbach eine Rolle dabei und sind alle Hausschließer sensible Naturen, die mehr schauen als gewöhnliche Menschen, oder verstehen sie sich auf besonders vortheilhafte Brieföffnungsmethoden, gleichviel; ihre Allwissenheit in postalischen Angelegenheiten läßt sich nicht läugnen.

Zwischen acht und neun Uhr muß er diese wissenschaftlichen Untersuchungen und sich selber einstellen, um den Chambregarnisten oder nach französischer Redeweise, den Chambrelouisten (Chambre louée) die Stiefeln zu putzen. Sein Weib oder seine Tochter übernehmen unterdessen die Ueberwachung der Pforte und Treppe. Er selber steigt auf Strümpfen zu höheren Regionen des Hauses empor, und klopft mit zarter Hand die Schläfer aus ihren Betten. Zugleich sammelt er die ersten Beobachtungen des Tages ein. Solide Leute interessiren ihn nicht, aber es ist seine Wonne, einen räthselhaften Taugenichts zu ergründen, aus den Stiefeln herauszubekommen, wo er in der vorigen Nacht gewesen, aus den umherliegenden Kleidern zu errathen, wie es mit seinen Finanzen bestellt sei, und aus seinem Humor zu erhaschen, was er heute vorhabe. Gern nähme er außer den Stiefeln auch die Kleider in seine Spelunke hinunter und durchsuchte alle Taschen nach Rechnungen oder Additionen, allein es ist, vielleicht in weiser Voraussicht solcher Eventualitäten, ein unverbrüchliches Gesetz aller Junggesellen, ihre Kleider nicht dem Hausschließer anzuver-

trauen, sondern sie selber zu reinigen. Während er daher im Erdgeschoß mit einer Leder und Hosen fressenden Glanzwichse Stiefeln ruinirt, hört man in den oberen Stockwerken, Chansons, gemischt mit leichten Stockschlägen ertönen; in dieser Stunde werden die Futterale aller Jünglinge bis zu fünfzig Jahren gereinigt.

Haben sich die unruhigen Köpfe und Geschäftsleute entfernt, so tauschen die Zimmervermiether ihre Ansichten mit dem Hausschließer aus, und holen seine amtlichen Gutachten über die verschiedenen Persönlichkeiten ein. Alle geben sehr viel auf sein Urtheil und behandeln ihn nicht allein als eine Autorität in Klatschgeschichten, sondern auch als einen Mann, der die Schicksale Aller in Händen hält. Er allein vermag durch seine Abweisungen vor zudringlichen Gläubigern zu schützen, durch Protection Liebeshändel geheim zu halten, und selbst den Miethe fordernden Hauswirth eine Zeitlang zu bändigen und täuschen, obgleich er wie Cerberus für seine eigene Person umsonst wohnt.

Ueber dem ersten und zweiten Frühstück des Hausschließers schwebt ein undurchdringliches Dunkel. Zwar sieht man seine Frau Salat waschen, ein balkenlanges Brot und eine Bouteille Wein holen; ihn während des Tages essen hat man so wenig, als die alten Männer gewisser Indianerstämme sterben, gesehen. Er scheint sich zu diesem niedrigen irdischen Geschäfte in den verborgensten Winkel seines Gehäuses zurückzuziehen und erst

sein Diner, die Hauptmahlzeit des Tages an der Oeffentlichkeit zu vollstrecken. Er nimmt es, so ärmlich es sein mag, vor aller Welt an seinem Schaufenster ein; dieses ist die einzige Zeit, in welcher sich einschleichende Diebe, Hoffnung auf Erfolg hätten. Seine Hauptnahrung besteht in Spinat, der in der Grünzeughandlung bereits fertig gekocht, auf einem kleinen eisernen Ofen gewärmt, und mit etwas Butter oder Oel gewürzt wird, wenig Rothwein mit Wasser und einer unglaublichen Masse Weizenbrot. An hohen Festtagen fügt er eine Hammelcotelette oder ein Paar Saucischen hinzu. Durch diese Mahlzeit gestärkt, stopft er nach Tisch seine kurze Pfeife mit schwarzem Kraustabak, durch dessen Verkauf die Regierung des Landes ihren Unterthanen vergeblich das Rauchen abzugewöhnen sucht, und begiebt sich vor die Thür, um das zu treiben, was man seine „auswärtige Politik" nennen könnte. Vorausgesetzt, daß er sich auf der Höhe der Jahre befindet, versammeln sich jetzt mehrere junge Hausschließer um ihn, und lauschen den Mittheilungen aus seinem vielbeunruhigten, aber wenig bewegten Leben, oder die Nachbarinnen benachrichtigen ihn von Intriguen und Fensterattentaten seiner Einwohner, die er aus dem Dunkel der Höhle nicht beobachten kann, die ihm aber plötzlich helle Lichter auf manche bisher unerklärliche Umstände zu werfen scheinen, oder er klagt den Zuhörerinnen sein Leid über diesen oder jenen an hartnäckiger Geldbeutelverstopfung leidenden jungen

Miether, der das bei Obstructionen sonst so bewährte Mittel starker Bewegung in freier Luft vergeblich gegen seine Leiden anwendet; zuweilen giebt er auch dem Jahr aus Jahr ein an der Ecke postirten Polizeisergeanten einige nützliche Winke, die dieser mit großem Dank annimmt.

Mit Einbruch der Dunkelheit kehrt er auf seinen Posten zurück und trifft die geeigneten Vorkehrungen für die Nacht. Aus den verschiedenen Etagen holt er die Lichter der Spätlinge und die äußeren Schlüssel der Quartiere herunter, und baut sie vor seinem Schaufenster auf, indem er auf jeden Leuchter vorsorglich einige Schwefelhölzer legt, und nur die Vorsicht braucht, Leuten, die ihn spärlich mit Trinkgeldern versehen, Schwefelhölzer ohne Köpfe zu geben. Dann zündet er seine eigene Lampe an, deckt ein durchlöchertes Taschentuch über den Käfich des Kanarienvogels und schlägt die Hausthür zu. Bei der Ausbesserung des Rockes eines der Miether oder bei Anfertigung einer Weste für ein kleines Kleidermagazin, läßt er jetzt sein ganzes Leben an seinem inneren Gesicht vorübergehen. Er erinnert sich früherer glänzenderer Stellungen in adeligen Häusern, wo er lange aus der herrschaftlichen Küche gefüttert und reich beschenkt, endlich vom Herrn fortgejagt wurde, weil er ein heimliches Verhältniß der Baronesse mit einem Roué begünstigt hatte, er denkt an die strahlende Epoche, als er dann Hülfsschließer in einem Hôtel geworden war,

und für jeden Koffer, den er abgeladen, einen halben Franken Trinkgeld erhielt, er träumt von allen den reizenden Damen, die ihn einst „mein Lieber“ genannt haben, und nickt endlich ein, um Erscheinungen von interessanten offenen Briefen, verfänglichen Visitenkarten, Boten des Schuldgefängnisses und zudringlichen Bettelburschen zu haben. Da weckt ihn ein jäher Streich; man riß an der Klingel. Die Theater sind aus und der erste tugendhafte Herr aus Deutschland prallt mit großem Geräusch herein, um die Schritte seiner leichtfüßigen Begleiterin zu verbergen, und zündet mit Umständlichkeit sein Licht an, damit jene unterdessen die Treppe hinauf schlüpfen könne — als ob sie am Morgen nicht wieder an der Loge des Argus vorüber müßte!

So endet würdig der Tag eines Hausschließers um Mitternacht.

Schwindel.

Nicht nur hypochondrische Stubenhocker, sondern aufgeweckte Lebemänner und Weltleute haben die Ueberzeugung ausgesprochen, daß unsere Zeit die eines Sinkens des menschlichen Geschlechtes sei, und in Wirklichkeit scheinen ihnen die meisten Wahrnehmungen Recht zu geben. Nun liegt es aber in der Natur der Menschen, demüthigende Wahrheiten nicht ertragen zu können, und das modernste Zeitalter sah sich gezwungen, um sein Elend zu verbergen, die Tünche aller traurigen Dinge, den Schwindel zu erfinden. Die Eitelkeit hat einen gleich großen Antheil an ihn, als die Gewinnsucht. Der Schwindel wird daher unter der eitelsten und gewinnsüchtigsten Nation der Welt die höchste Ausbildung erlangen müssen. Dieser theoretische Schluß findet in den praktischen Zuständen Frankreichs seine volle Bestätigung, aber es liegt uns hier nicht daran, den Schwindel höheren Styles ins Auge zu fassen, und ihn bis zu einer solchen Höhe zu verfolgen, wo ihn selber vor der Tiefe zu seinen Füßen ein Schwindel überfällt; unserem Plane

getreu, mit dem Skizzenbuche unter dem Arme, die Straßen zu durchwandern, und Gruppen oder Portraits, Ansichten über Menschen und Dinge, auf das Papier zu werfen, überlassen wir den Staatsschwindel der richtenden Geschichte und belustigen uns mit dem heiteren Straßenschwindel, dessen kleine Täuschungen dem Betrogenen nur kurze und leichte Schmerzen verursachen, und den eitlen Betrügern einen höchstens leidlichen und zulässigen Gewinn abwerfen.

Man kennt Eau de Lavande, Eau de Cologne; von dem Eau de Malabar wird man wahrscheinlich noch nicht gehört haben, und doch sprudelt das Wasser von Malabar am Eingange zum Palais Royal, hart neben der Galerie d'Orleans, und wird durch viele Commanditenröhren in mehrere Arrondissements von Paris geleitet, um der leidenden Menschheit Hülfe zu gewähren. Unter den Gegenständen des Schwindels steht dieser Gesundbrunnen oben an, denn nicht allein sein Betrieb, sondern auch das, was er bezweckt, ist nichts als Schwindel. Das Eau de Malabar ist das einzige Heilmittel gegen alle Sorten Haare, die von Natur oder im Laufe der Zeit unangemessene Farbentöne besitzen oder angenommen haben. Wem das Schicksal Feuer über dem Kopfe angelegt, wer den Lohn eines mühseligen oder liederlichen Lebens vor dem gesetzlichen Termine zu frühe in Silber ausbezahlt erhalten hat, dem verspricht der Erfinder des Eau de Malabar eine sichere Abhülfe.

Durch geographische Studien von französischer Gewissenhaftigkeit unterrichtet, daß die Küste von Malabar der am ächtesten schwarzgefärbte Landstrich des Erdballs sei, fand sich jener menschenfreundliche und geistreiche Mann veranlaßt, sein Heilwasser unter der Firma von Malabar fließen zu lassen. Das Schild seiner Hauptniederlage lehrt uns die wundersamen Wirkungen des Eau de Malabar kennen. Alle darauf befindlichen Personen, mit Ausnahme der Dienstleistenden, sind in dem Moment dargestellt, wo sie die Wirkungen des Wunderquells an sich selber erfahren. Sei es, daß sie rothe oder weiße Haupthaare oder Bärte tragen; die eine Hälfte schimmert stets in ihrer natürlichen Farbe, während die Andere unter dem Einfluß der malabarischen Tinte die drohende Schwärze der Nacht angenommen hat. Wir sehen hier in einer Reihe von historischen Bildern die Uebergänge von den Schecken zu den Rappen, und da hienieden leider Alles erst nach dem Begriff der Dauer gewürdigt zu werden pflegt, so verfehlt der Herr des Wassers von Malabar nicht, seine Wirkungen sowohl als äußere, wie als innere, den Organismus auch für die Zukunft berichtigende darzustellen.

Ein Feind dieses Wohlthäters der Menschheit mag auf den Gedanken gekommen sein, daß die Existenz von Haaren doch immer die stumme Voraussetzung des maabarischen Wassers sei, und daß, wo jene fehlen, auch dieses seine Kraft nicht üben könne. In fernerer Erwä-

gung, daß gar keine Haare in unserer Zeit häufiger seien, als graue oder rothe Haare, schlug er das philokomische oder haarfreundliche Wasser aus dem Felsen, mit welchem verglichen selbst das Eau de Lob nicht mehr bedeutet, als ein Glas Wasser neben dem Sprudel von Karlsbad. Wie aber den Ungläubigen die handgreiflichsten Garantieen für die Gewalt des philokomischen Wassers darbieten? Ein Jüngling mit einem monströsen Haarbusch wurde aufgefunden und mit der öffentlichen Vertheilung der Adressen betraut. Wenn Jemand die Ursache in der Hand trägt, so wird Niemand an der Wirkung auf seinem Kopfe zweifeln, sagte der sinnige Philokomist, und veranlaßte den Träger seines Ruhmes, den schützenden Hut aufzugeben, und baarhaupt in eleganter Toilette die Boulevart's zu beschreiten, und jeder Witterung Trotz zu bieten. So sehen wir diesen Jüngling denn nicht allein bei schönem Wetter zum Schrecken aller Männer, die Väter zu werden hoffen, umherirren, und den Kahlköpfen und Bartlosen sein Wasser unter die Nase halten, sondern er eilt auch ohne Hut und Regenschirm durch Sturm und Regen, und lehrt die Müßiggänger in den Kaffeehäusern die Vortheile eines undurchdringlichen sechs Zoll hohen Haarbusches schätzen, indem er vor ihren Augen wie ein gebadeter Pudel das Wasser abschüttelt.

Einen noch weit verwegeneren Schluß von der Ursache auf die Wirkung muthete ein Stahlfederfabrikant

dem Publikum zu, als er zur Empfehlung seiner elenden Waare einen Mann ohne Arme miethete, der neben der Julisäule das Feld seiner Thätigkeit eröffnen mußte. Nicht an, sondern auf einem Schreibtische, sehen wir diesen Unglückseligen sitzen und mit großer Geschicklichkeit der Zehen, mit mehreren farbigen Tinten kunstvolle Fracturbuchstaben und Miniatüren zeichnen. Ein alter leinener Regenschirm schützt ihn vor der Sonne, und sein Gefährte, dem die Natur die Kraft der fehlenden Hände des armen Fußschreibers auf die Zunge legte, setzt dem nie fehlenden Zuhörerkreise die Eigenschaften dieser Federn auseinander, ohne welche man mit den Zehen allein nie so viel leisten könnte; was müsse man daher erst mit geschickten Fingern ausrichten. Das Dutzend kostet nur vier Sous und wird dem Käufer, eingewickelt in eine Zeichnung des Fußschreibers, überreicht, ohne daß er sich später darüber wundern darf, wenn er nur ein halbes Dutzend findet, da der Schreiber ja auch nur die Hälfte seiner Glieder von der Natur erhalten hat.

In der Nähe verkauft ein Mann „schöne neue Lieder," aber was ist die Schönheit und Neuheit eines Liedes, wenn es nicht gesungen wird? Aus diesem Grunde versammelt der Sänger des Ruhmes und der Liebe talentvolle Arbeiter um sich, und übt ihnen mit lauter Stimme die Melodieen in der richtigen Berechnung ein, daß sie im Besitz der Tonweise nun auch den gedruckten Text nicht werden entbehren wollen. Er irrt sich so sel-

ten darin, daß sein Geschäft in ewiger Blüthe steht, und seine Stimme der häufigsten Unterstützung mit Absynth bedarf, um nicht Lehrer und Schüler im Stich zu lassen.

Wenn Jephta, Brutus und Virginius ihre Kinder opferten, so geschah es um großer tragischer Ideen willen; ein Pariser Vater und Tabaksgauner giebt seinen Sohn nur um des leidigen Schwindels willen zu einem Aergeren, als dem Tode, zur Narrheit her. Im dem Schaufenster eines Cigarettenfabrikanten zeigt sich eine kleine Prosceniumsloge, besetzt mit einem Tische, einem Schemel und verschiedenem Handwerkszeuge. Wenn die Bummelei Vormittags es am ärgsten treibt, muß der Junge in dem reichen Costüm eines spanischen Majo in dieser Loge Platz nehmen, und in blauseidener silbergestickter Affenschande, dem Publikum die Fabrikation der Cigarretten vormachen, und ihre Füllung mit ächtem spanischen Tabak darthun. Die reine süße Kindlichkeit ist in dem armen Knaben indessen nicht so weit erstickt, daß er nicht seinen Vortheil wahrnähme, wenn zufällig keine eleganten und möglicher Weise kauflustigen Leute, sondern nur Gesindel und Buben zugegen sind, und die Arbeit bei Seite legend, die Zunge herausstreckte und seinem wahrscheinlichen Unwillen über hartnäckige Schulversäumniß durch Schimpfen und Gassenwitze Luft machte. Mit diesem kleinen Schaustück verglichen, erfreuen sich die beiden Jungen des Hippodromebesitzers eines beneidenswerthen Looses. Sie brauchen nicht hinter Glas zu

sitzen und in der Sonne zu braten, und wenn sie auch im Jokeicostüm Zettel austragen müssen, können sie wenigstens auf niedlichen Pony's traben und in den Straßen sich mit Reiterkünsten belustigen. Der alte Reclamenaustheiler für die Pillen des Teufels im Theatre Imperial muß es sich weit saurer werden lassen, als die Jungen. Er springt an der Ecke der Rue Royale und des Concordienplatzes, da wo der Zusammenfluß der meisten Fremden stattfindet, rastlos wie ein Vogel im Käfich von Stange zu Stange, von rechts nach links, von links nach rechts, und drückt so vielen Personen als möglich den Zettel seines Brodherrn in die Hand. Dicke Schweißtropfen hängen an seiner Stirn und mit Taschenspielergeschwindigkeit entwickelt er unaufhörlich neue Packete Zettel, nachdem die vorhandenen in unbegreiflicher Geschwindigkeit unter seinen Händen zerstäubt sind.

Wie ruhig ist dagegen das Leben eines Detaillisten in den großen Geschäften, wo keine Waare mehr als einen halben Frank kostet. Er steht den Tag über hinter seinem Ladentisch und bedarf nur einer anempfehlenden Zunge und philosophischer Gelassenheit, letzterer gewiß noch mehr, als ersterer. Er verkauft nämlich kein Stück, das er nicht nach vier und zwanzig Stunden zurückerhielte, jedoch nicht zurücknähme. Seine Waare ist gebrechlicher als das Dasein überhaupt, heute roth, morgen todt, heute ganz, morgen entzwei; ihre Haltbarkeit ist, wie die Existenz des Fisches an das Wasser, nur

an den Laden gebunden. Einmal daraus entfernt, muß sie in den Händen des Käufers zerbrechen; das ist ihre Halbfrankennatur, die Idee ihres Schwindels. Pfropfenzieher, die im Kork stecken bleiben, während man den Griff in der Hand behält, Messer, deren Klinge sich wie ein Hemdkragen umlegt, während die Brodkruste unverletzt bleibt, Futterale mit Schlössern, die sich einmal auf- aber nie wieder zuschließen lassen, stählerne, wie Blei biegsame Ringe, alle diese Wunder einer sparsamen und billigen Industrie wachsen hier wild, und lassen ein zartes schwergekränktes Gemüth an der Aufrichtigkeit des Handels überhaupt verzweifeln.

Wenn ihrer Tendenz nach auf Dauer berechnete Waaren ein System des Schwindels erweisen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn nach derselben Theorie, Fabrikate, denen man schon eher einige Gebrechlichkeit verzeiht, im Lichte der Unverwüstlichkeit erscheinen müssen. Als der Verfechter dieser Richtung steht der Ritter Mengin da, der behelmte und geharnischte Bleifederhändler. „Ich kam als ein armer Junge mit drei Sous in der Tasche nach Paris und heute besitze ich 100,000 Franken, meine Herren; ich habe sie meinen Bleistiften zu verdanken!“ ruft Mengin von der Höhe seines Einspänners herab der Menge zu und läßt seinen Knappen auf der Drehorgel ein lustiges Stück spielen. „Sehen Sie hier, meine Herren, dies ist einer von den merkwürdigen Bleistiften!“ Nun zeichnet Mengin mit großer Geschicklichkeit,

ohne auf das Blatt Papier zu sehen, indem er es den Zuschauern zuwendet, eine Blume, einen Namenszug, in groben und feinen Zügen. „Meine Bleistifte sind von köstlicher Weichheit, wie Sie sehen, aber sie sind zugleich hart wie Stahl, wollen Sie sich davon überzeugen? Aber mein Herr dort hinten, Sie merken nicht auf, wenn ich spreche!“ Jetzt richten Alle die Köpfe nach dem unaufmerksamen Herrn, und Mengin verwechselt, ohne daß es Jemand bemerken kann, unterdessen à la Houdin, den mit einem Wasserblei gefüllten Stift mit einem ähnlichen, offenbar mit feinem Stahl zugespitzten, ergreift ein anderthalb Zoll dickes Brett und schreit: „Sie sollen einen Begriff von der Härte meiner Bleifedern bekommen, sehen Sie dieses Brett? geben Sie wohl Acht!“ Bei diesen Worten kehrt er die Spitze des angeblichen Bleistiftes nach oben und schlägt mit dem Brette so gewaltig darauf los, daß die Spitze einen halben Zoll auf der anderen Seite herausdringt. Allgemeines Staunen. „Sie glauben am Ende gar, mein Bleistift sei jetzt stumpf und nicht mehr zu brauchen — o Sie irren sich, einen Augenblick Geduld.“ Mengin reißt nach wiederholten Anstrengungen den Pseudobleistift aus dem Holze und zeichnet mit dem inzwischen ausgewechselten ächten, abermals eine saubere Inschrift auf das Papier. „Meine Bleistifte sind überdies billig, wer drei kauft, erhält eine Medaille als Prämie.“ Bei den Klängen der Drehorgel ergreift er dann eine kleine Geldschwinge aus Korb und

wirst einen goldenen Regen in die Luft, die Bleistiftlustigen drängen sich heran und tauschen gegen ihre guten Sousstücke ordinäre Bleistifte und eine schlecht geprägte Münze mit dem Brustbilde des Mannes ein, der wenigstens keinen größeren Frevel an seinen Landsleuten verübt, als daß er sie in Blei betrügt und sich selber nur zum Ritter geschlagen hat.

Zu den fahrenden Rittern gehören auch die Zahnbrecher und Verkäufer von schmerzstillenden Essenzen. Das Verfahren jenes deutschen Dorfschmieds, der den kranken Zahn des Leidenden mit einer starken Schnur an dem Thürpfosten befestigte und dann plötzlich mit einem weißglühenden Eisen auf ihn einsprang, was die verzweifelte Flucht desselben und das gewaltsame Ausreißen des Zahnes zur Folge hatte, gehört für den Pariser Zahnschwindel zu den überwundenen Standpunkten. Nichtsdestoweniger sind seine Methoden von der Art, daß sie nur mit Vortheil außerhalb des Stadtkerns, in der Nähe der Barrieren verübt werden können. Auf dem Platz Valhubert, vor dem Eingange zum Jardin des Plantes, wird man Sonntags in den Vormittagsstunden mit Bestimmtheit einen oder den andern Gewaltthäter in Zähnen antreffen können. Aus guten Gründen müssen ihre Knappen statt der Drehorgel die Trommel führen. Die Einleitung wird durch die Erläuterung und Anempfehlung gebildet. „Meine Herren, ist einer unter Ihnen, der recht schmutzige Zähne hat, so habe er die Güte, zu

mir auf den Wagen zu steigen. Meine Herren, es ist keine Schande, schmutzige Zähne zu haben, wenn man noch nicht so glücklich war, die Hülfe der Wissenschaft kennen zu lernen; meine Herren, es ist aber eine Schande, sich ihrer nicht zu bedienen, wenn sie Hülfe bringt, — wer, meine Herren, hat recht schmutzige Zähne, er vertraue sie mir an, — niemand ist hier, der eine Indiscretion begeht, wer wäre hier einer Indiscretion fähig? keiner! keiner!" Unter lebhaftem, dieser Anrede gespendetem Beifallsklatschen steigt ein alter verwitterter Lumpensammler auf das Rad und zeigt zwei Reihen noch wohlerhaltener Zähne, die aber bisher die Bekanntschaft der Zahnbürste nicht gemacht haben. Der Ritter, dessen Augen mit einer großen blauen Brille verdeckt sind, als ob er eine Wiedererkennungsscene mit einem anderen entsprungenen Galeerensträflinge fürchtete, zieht den Lumpensammler an sein Gaukelbrett im vorderen Theile des Wagens, und fährt ihm mit der in die berühmte Tinctur getauchten Bürste in den Mund. Der Mensch schneidet ein scheußliches Gesicht und fährt mit den Händen nach den Armen des Charlatans, allein dieser läßt sich in seiner Arbeit nicht stören, sondern polirt, als ob das Gebiß aus Polysanderholz bestände, dessen Widerstandsfähigkeit gegen die Politur übel berüchtigt ist. Der Erfolg bleibt nicht aus, nach einer Minute muß der Lumpensammler den Mund mit Wasser ausspülen, einen Blick in den Handspiegel werfen, und siehe da! seine

Zähne gleichen dem Elfenbein. Jetzt untersucht niemand näher, ob nicht etwa die Glasur mit heruntergeputzt sei, die Tinctur wird wie warme Semmel gekauft und der Lumpensammler schleicht unbeachtet an die nächste Röhre der Wasserleitung, kniet nieder und kühlt sein verbranntes Maul. Sobald der Verkauf der Tinctur nachläßt, beginnt der zweite Akt. „Meine Herren, Sie haben die Leichtigkeit gesehen, mit der ich die schmutzigsten Gebisse reinige; ebenso leicht befreie ich Sie von hohlen Zähnen. Wer daran leidet, auch der vertraue sich mir an; den Ersten bediene ich unentgeltlich!“ Ermuntert durch das frühere Resultat kriecht ein armer Kerl mit einer geschwollenen Backe in den Wagen, der Zahnbrecher drückt ihn gegen den Rücksitz, fährt ihm ohne alle Voruntersuchung mit dem stählernen Schlüssel in den Mund, der Knappe schlägt einen Wirbel auf der Trommel, um das Geschrei zu betäuben und in einigen Sekunden erscheint der schuldige Zahn hoch in der Luft und mit ihm ein Stück Kinnlade nebst dem dazu gehörigen Fleisch. Die Trommel wirbelt immer fort, der Unglückliche steigt betäubt vom Wagen, der Charlatan stellt ihn und seine Standhaftigkeit als Muster auf, aber Niemand kann sich zur Nachfolge entschließen und das Schauspiel beginnt vor einem erneuerten Publikum abermals mit der Tinctur.

So lange schon Stiefeln blank geputzt werden, haben die Verfertiger der Wichse außerordentliche Anstrengungen gemacht, die Menschheit von ihren Verbesserungen

zu unterrichten. Je höher die Anzahl der erfinderischen Köpfe und der Wichsrecepte stieg, desto origineller wurden die Methoden der Anpreisung, desto eigenthümlichere Wege mußten eingeschlagen werden, damit noch Jemand den Herolden der neuesten Wichse sein Ohr leihe. Wir wissen nicht, ob es eine ältere oder jüngere Mischung der Stiefelschmiere ist, von der wir reden wollen; wir wissen nur so viel, daß sie sich mit einer Mißgeburt, und zwar mit einem zweiköpfigen Kinde in Spiritus verbunden hat. An den Abhängen des Montmartre, auf der Höhe des lateinischen Viertels, unweit der Weinhallen trieb sich ein Mann umher, der mit Löwenstimme zu der ganz unentgeldlichen Ansicht des Kindes mit zwei Köpfen einlud. In stillem Kummer über so manches ihrer eigenen Kinder, das nicht einmal einen Kopf besaß, fanden sich stets Neugierige in Menge ein, und bildeten um den Besitzer des hochbegabten Wesens einen schweigenden Kreis. Im Mittelpunkt stand ein Behälter, aus dem mit Tüchern umwickelt, das kostbare Glas hervorragte. Man erwartete die Vorstellung, aber man sollte erst eine Einleitung in den Kauf nehmen. „Wenn es allerdings eine außerordentliche Seltenheit ist, daß ein menschliches Wesen mit zwei Köpfen auf die Welt kommt, so erleben wir es doch alle Tage, wir können es sogar als eine Regel fast ohne Ausnahme betrachten, daß alle Menschen mit zwei Füßen geboren werden. Diese beiden Füße zu erhalten und zu verschönern muß die erste Pflicht

jedes denkenden Kopfes sein, und wie geschieht dies am Besten? meine Herren, Sie alle haben gewiß schon die Kunst des Schuhmachers bewundert, aber Sie werden nicht daran gedacht haben, daß dieselbe nichts werth ist, ohne die Wichse. Was ein Mensch ohne Füße, das ist der Stiefel ohne Wichse, ein armes, häßliches, ungeschicktes Ding — meine Herren — unterscheiden wir aber zwischen Wichse und Wichse? eine gute Wichse muß den Stiefel erhalten, wie die Nahrung den Menschen, sie muß ihn erhalten, indem sie ihn verschönert; es giebt nur eine Wichse, welche diese beiden Eigenschaften vereinigt. Sie erhalten sie durch mich, die Kruke zu 25 Centimes — ich bin weit entfernt, wie die Charlatane zu thun pflegen, ihnen mit meiner Wichse etwas vorzuputzen; es verlohnt nicht der Mühe. Sie ist so gering, daß man sagen könnte, diese Wichse putze Stiefel ohne menschliches Zuthun — betrachten Sie meine Stiefel — ich bin seit neun Uhr Morgens unterwegs!" Bei diesen Worten stäubt der arme Teufel mit einem zerrissenen Taschentuche seine Fußbekleidung ab und zeigt ein paar prächtig glänzende halbhohe Schuhe, welche seine Zuhörer das Kind mit zwei Köpfen vergessen machen und veranlassen, einige Töpfchen von der billigen Wichse zu kaufen.

Wie winzig ist dieser Schwindel gegen die Handlung „zum Propheten," dem größten Kleidermagazin. Dem Begründer dieser prahlerischen Firma ist allem Anscheine

nach nicht eingefallen, daß er bei der Wahl seines Schutzpatrones, des Johann von Leyden, einen unglücklichen Schneider zum Genius seines Modemagazines erkoren, denn seine Hausverzierungen lehnen sich nur an die Oper von Meyerbeer. Wäre ihm die wirkliche Geschichte Johanns bekannt gewesen; es ist fraglich, ob er nicht trotz seines Franzosenthums so viel Aberglauben besessen hätte, diese unglückbedeutende Wahl zu unterlassen. So schwebten ihm nur die Erfolge der Oper vor Augen und er schrieb mit flammenden Gasbuchstaben auf sein Dach „der Prophet,“ malte auf alle transparenten Rouleaux Personen und Scenen daraus, und illustrirte jedes Fleckchen seiner Wände mit prophetischen Bezügen; nur die Schaufenster des Erdgeschosses bleiben im Bereich der Wirklichkeit. Wenn oben Alles Dichtung scheint, so ruhen hier unten Fracks, Westen, Paletots, Beinkleiderstoffe, Halstücher u. s. w., aber auch hinter diesen Gegenständen verbirgt sich ein poetischer Sinn, denn ihre Dauerhaftigkeit soll, wie Kenner berichten, nicht länger währen, als die ehemalige Herrschaft ihres Schutzpatrones.

Der Schwindel steckt aber nicht allein in den Kleidern; er taucht auch aus den Kaffeetassen, aus den Flaschen, aus den Töpfen und Pfannen empor. Noch vor kurzer Zeit gab es ein großes Kaffeehaus, in dem jeder Gast, als Entgelt für die genossene Tasse, beim Scheiden ein Journal, eine Broschüre oder eine Marke erhielt. Von Letzteren konnte er eine beliebige Anzahl

sammeln und dann ein größeres Werk, etwa einen Roman oder eine Schauspielausgabe von guten Autoren dafür eintauschen. Diese Einrichtung ist erst aufgehoben worden, seit der Wirth die Erfahrung gemacht hat, daß die Zugabe von Journalen für seine Gäste eher eine Abschreckung, als eine Lockung geworden war. Seit dieser Zeit hat er der Literatur den Absagebrief geschrieben und es mit unentgeltlicher unaufhörlicher Musik versucht. Wäre die Sage von dem Teufel in der Flasche nicht so alt, man fühlte sich veranlaßt anzunehmen, die Pariser Weinfabrikanten hätten die erste Anregung dazu durch ihre widerborstigen kratzigen Mischungen aus Blaubeersaft, Aepfelwein und Fruchtessig gegeben. Doch verschreiben sich nur diejenigen diesem Teufel, welche nicht mehr als einen Frank an ihr Getränk wenden wollen, denn dieser böse Weindämon ist ein armer Teufel und wagt sich nicht in eine distinguirte Flasche; dem Selterser und Sodawasserteufel kann dagegen Niemand entgehen. Eine ehrliebende Chemie ahmt mit Gewissenhaftigkeit, bis auf das letzte Atom einen Mineralbrunnen nach, und ihr künstliches Selterserwasser vermöchte wohl die Natur selber zu täuschen; das Eau de Seltz in Paris ist das Produkt einer gaunerischen Halbschwester der edlen Scheidekunst. Man hüte sich, es wie einen lauteren Quell der Natur oder der ehrlichen Wissenschaft, unvermischt mit Wein oder Obstsäften zu trinken, wenn man sich nicht über den abscheulichen Kalkbeigeschmack erschrecken will.

Ehe wir zu dem Schwindel in Töpfen und Pfannen kommen, müssen wir von den Katzen reden. Kaum wurde ihnen zu Bubasis in Aegypten eine größere Verehrung gezollt, als in dem modernen Paris. Ehemals der Göttin Pacht, der Schützerin der Geburt heilig, sind sie es jetzt allen alten Weibern, von denen der Staat keine Bereicherung an Soldaten zu erwarten hat. Wohin man tritt, begegnet man einem wohlgekämmten, sauber-gewaschenen fetten Ungeheuer mit langen seidenweichen Haaren, das sich auf Kissen, in Schaufenstern, auf dem Schooß seiner betagten Herrin wälzt, oder an der Thür steht und den Hunden auflauert, die durch Maulkörbe der Pariser Presse noch ähnlicher gemacht, als sie es ohnehin schon sind, in die Defensive geworfen, vor den angreifenden Katzen das Feld räumen müssen. Der Tag der Rache bleibt nie aus. An einem schönen Morgen erscheint die Herrin mit verweinten Augen vor der Thür, ihre Haare sind gesträubt, ihre flammenden Blicke spähen nach allen Seiten; man hat ihr die theure Freundin, die süße fette Mies geraubt. Ein Verräther wußte die holden Laute des liebenden Katers allzutreu nachzuahmen, von Frühlingssehnsucht ergriffen, folgte Mies den lyrischen Klängen und — wir brauchen wohl nicht ausführlicher von dem Schwindel in Töpfen und Pfannen zu reden.

Die Oper.

1. Eine Vorstellung der Hugenotten in der großen Oper.

Die große Oper zu Paris in der Rue Lepelletier genießt im Auslande ein Ansehen, das sie den dienstwilligen Federn der Pariser Journalisten und ihren knechtischen deutschen Uebersetzern verdankt. Die neue Composition eines französischen Tonsetzers wird mit ebenso vielen Proben, als Abfütterungen der darüber zu schreiben Berufenen, begonnen, das Haus wird mit einer starken Claque besetzt, und die Freunde des Meisters halten, wie Reserven in den Laufgräben, hinter dem Orchester und in den Logen, um mit starker Hand sofort zu Hülfe zu kommen, wenn die stürmenden Klatschkolonnen einmal anfangen sollten zu wanken. Niemand mag das, wie man in Deutschland zu thun pflegt, für eine Corruption der Componisten halten; es ist die Art mit Pariser Presse und Publikum zu verfahren, und stände ein Meister auf, der diesem Volke eine zweite „weiße Dame" schriebe, und er componirte vor der Aufführung nicht

auch einen gleich vortrefflichen Speisezettel mit einigen zwanzig Eßnummern; er würde wahrlich nach der ersten Vorstellung nicht sein Haupt ruhig auf das Kissen legen und einschlafen können. Was wir eine Kritik nennen, existirt zu Paris nur zeitweilig in einzelnen Heften der revue de deux mondes und es ist höchst charakteristisch, daß selbst der Ausdruck: „une critique“ gleich einen verwerfenden Urtheilsspruch bedeutet. Dergleichen Gedanken beschäftigten mich, als ich eine Stunde nach dem Mittagsessen, kurz vor sieben Uhr Abends, vom Boulevart in die Passage de l'Opera einbog, um jene bekannte Oper zu hören, die auf unserem Repertoir noch immer für das beliebteste Werk Meyerbeers, in Paris schon für ein uraltes halbverschollenes Werk gilt, das nur noch den Fremden zu Ehren aufgeführt wird. Kein Claqueur war in der einst glänzenden, jetzt ziemlich ruppigen Passage zu sehen, kein Feuilletonist hielt es noch der Mühe für werth, Kaffeetasse und Cognac zu verlassen; heute mußten die Hugenotten sich auf ihre eigenen Füße stellen. Wenn man ohnehin zehn Franken (2 Thlr. 20 Sgr.) für einen Parquetplatz (Stalle d'Orchestre) bezahlt hat, pflegt man stets Philister genug zu sein, die Erwartungen nach dem Preise zu reguliren, und ich betrat nicht ohne einigen literarisch angesäugten Respekt, die Räume, welche die Wiege des Robert und der Stummen von Portici gewesen waren.

Die Erinnerung an Rogers Verbannung wegen Stimm-

losigkeit trug auch nicht dazu bei, meine Erwartungen herabzustimmen und das prächtige Haus, dessen Logenränge sich mit zierlichen Damen in reizenden Toiletten füllten, während die unteren Räume, vollgestopft mit dunkeln Männergestalten, sich wie ein imposantes Amphitheater bis zum ersten Range erhoben, bestärkten mich in meiner guten Laune. Auch begünstigte mich das Glück; mein Sitz war so gelegen, daß ich nicht fürchten durfte, im Verlauf der Vorstellung von Späterkommenden „überkrochen" zu werden, da bekanntlich in Paris wegen Raumersparniß von Seitengängen keine Rede ist, und Jeder zusehen mag, wie er über lebendige menschliche Gebeine auf seinen nummerirten Platz gelangt. Selbst für die Füße — ein wahres Wunder für Paris — war auf diesem merkwürdigen Sitze Spielraum genug, und es fehlten somit nicht die Hauptbedingungen zur materiellen Glückseligkeit eines Kritikers.

Das Orchester war etwas stärker als die Kapelle zu Berlin; die Differenz betrug einen Contrabaß, zwei Celli, und die verhältnißmäßige Mehrzahl von Violinen und Bratschen. Das Streichquartett bildete einen Halbkreis um den Dirigenten, so daß die vorhandenen acht Contrabässe gleichsam im Hintertreffen standen und mit ihren Stentorstimmen das ganze Heer zusammenhielten. Nach der Munterkeit zu urtheilen, mit der sich die Orchestermitglieder mündlich unterhielten, denn von der barbarischen musikalischen Belustigung des Stimmens,

welche in Berlin eine Haupterquickung der Kapelle ausmacht, war keine Rede, durfte ich auf eine ungemeine Energie der Spieler schließen, aber meine sanguinischen Hoffnungen gingen schon während der kurzen Einleitung nicht in Erfüllung. Nicht daß ich die Bläser irgendwie anklagen sollte, ihre Schuldigkeit unterlassen zu haben; diese Leute empfanden die natürliche Freude an dem Klange ihrer Instrumente, welche jegliches Blech unter allen Himmelsstrichen den Selbstbläsern und Selbstschlägern einzuflößen pflegt, sei es nun zu einem chinesischen Gong oder zu einer Sax'schen Baßtuba geformt; im Streichquartett steckten die eigentlichen Faulpelze oder Schwächlinge. Wenn hie und da der Irrthum nahe lag, daß sie entweder durch die starke Blechinstrumentation erdrückt wurden, oder sich aus Discretion gegen die Sänger mäßigten, so überzeugte ich mich sofort an allen Stellen, wo sie ihren Streicherchor allein geltend machen sollten, daß eine innere Kraftlosigkeit die Schuld ihres Mangels an sonorem Klangwesen und markiger Entschiedenheit trüge. Die ganze Oper hindurch brachten sie es zu keinem energischen Fortissimo; das Aeußerste, was sie leisteten, klang wie das verzweifelte Geschrei eines Asthmatikers.

Die Chöre der Männer und Frauen entsprachen gleichfalls nicht dem Rufe des Instituts; eine Menge alter und ordinairer Stimmen überschrie, was von jugendfrischen Organen darin enthalten sein mochte. Um

hinter dem löblichen Beispiel der Streichinstrumente nicht zurück zu bleiben, schonten sich die Choristen, als ob jeder Silberton ihrer Kehlen einen Napoleonsd'or werth wäre. In der Schwerterweihe herrschte sogar eine solche Einhelligkeit der Vorsicht und Ueberlassung des Ruhmes der Ausführung an die Genossen, daß man beinahe einer Hörtrompete bedurft hätte, um den Haupteffekt am Schlusse zu vernehmen. Das lustige Geplauder in den Logen übertönte nachgerade die fanatischen Gäste der Bluthochzeit. Von einem Eifer und Ehrgeiz, wie ihn der berliner Chor bei ernsten Aufgaben entwickelt, war keine Rede, und diese prosaische Gleichgültigkeit herrschte selbst unter den Solisten, sowohl im Orchester, als auf der Bühne. Man greife die erste beste berliner Wochenvorstellung der Hugenotten bei einheimischer Besetzung heraus, und man wird mehr Poesie, Feuer und Naturwahrheit finden, als in dieser Pariser Aufführung einer der besten Opern des dortigen Repertoire's. Mit welcher Innigkeit beeifern sich unsere Solobläser, einzelne romantische Situationen durch die schwermüthigen Klänge ihrer Instrumente einzuführen; keine Spur davon in der berühmten großen Oper; sie bliesen die Passagen mit vorschriftsmäßiger Präcision herunter, wie Eisenbahnconducteure die Namen der Stationen ausrufen. Die ergreifende Scene zwischen Valentine und Marcel, deren Stimmung durch eine dieser Instrumentaleinleitungen so poetisch angedeutet wird, ging durch die Schlaffheit des

Bläsers ganz zu Grunde, abgesehen davon, daß weder die Sängerin (Poinsot), noch der Bassist (Depassio) eine Idee von dem sittlichen Gehalt des Momentes zu haben schienen.

Der vielbeschrieene Gueymard mochte sich bereits ausgeschrieen haben, denn gleich die erste Romanze mit Begleitung der Viole d'amour verursachte ihm einen furchtbaren Anfall von Fistelkrampf, bei dem das Ohr eines deutschen Referenten mehr litt, als der wohlgenährte große Mann, der aus seinem Brustkasten etwas herauszupressen suchte, was schon lange nicht mehr darin zu finden war. Seine Stimme, ihrer Natur und Klangfarbe nach Roger's Organ sehr ähnlich, aber doch nur insoweit, als zwei Brüder von sehr ungleichen Geistesgaben, aber gleicher Gesichtsbildung, einander ähneln, mochte anfangs nicht ohne Reiz gewesen sein; nachdem der Jugendschmelz abgekreischt worden, war nichts mehr übrig geblieben, als ihre angeborene Dummheit und die Dreistigkeit ihres Besitzers, der das zusammenschmelzende Capital alten Ruhmes aufbraucht. Nur im vierten Acte, wo Gueymard jene tief ergreifende Melodie singt, deren Innigkeit selbst Richard Wagner, Meyerbeer's Todfeind, nicht abzuläugnen wagt, rührte der Pariser Tenorist an die zartesten Saiten meines Herzens. Zuerst wurde mein Auge feucht, dann fiel eine Thräne auf das Journal „Entreact," das Theaterzettels Stelle an mir vertrat, endlich weinte ich, wie ein Mann nur weinen kann, der

in die Küche tritt, wenn Zwiebeln gerieben werden. Mein Nachbar, ein Stabsofficier von der kaiserlichen Opern=Claque, sah mich theilnehmend an, — ach, ich konnte mich mit ihm ja nicht verständigen, — er hatte meinen Schmerz nicht begriffen, — ich dachte an unseren Pfister, an das himmelschreiende Unrecht, das ich ihm so oft angethan, — ich wünschte mir diesen Gueymard nach Berlin, um Pfister an ihm zu rächen!

An Sorglosigkeit um den geistigen Inhalt der Rolle wetteiferte mit dem guten dicken Jungen die Darstellerin der Valentine (Mad. Poinsot.) Das Duett im vierten Akte wurde eine Art derber Schmollscene im Boudoir, und die feierliche Einsegnung im fünften Akte langweilte sichtlich die gute Valentine, die wahrscheinlich noch auf einem Boulevart soupiren wollte. Königin Margarethe wurde von der Laborde, einem stumpfnasigen Kammerkätzchen, mit bester Soubrettenmanier abgegurgelt, und der Graf St. Bris glich in Physiognomie, Anstand, Gesang und Spiel eher einem Gurgelabschneider, der Nachts Fremde ausplündert und in die Seine wirft, als einem fanatischen Aristokraten. Nur der Darsteller des Nevers (Marié) war durch eine gewisse heitere ritterliche Haltung nicht unangenehm, und trug den Moment seiner Verachtung des Hugenottenmordplanes höchst wirksam und edel vor.

Das Ballet erhob sich selbst in den Pas der Solotänzerinnen nicht über das empor, was die besseren Mit=

glieder des berliner Corps de Ballet spielend leisten und entbehrte namentlich, was am verwunderlichsten war, jeglicher Grazie. Eine abgetragene Garderobe aller Personen, und abgenutzte, von Hause aus schon mehr als bescheidene Decorationen, deren Zeichnung kaum noch zu erkennen war, bildeten den würdigen Hintergrund zu dieser überaus mittelmäßigen Vorstellung. So blieb denn zum Ersatz für den fehlenden Ohrenschmaus nichts übrig, als eine Augenweide in den Logen zu suchen, in denen eine Art Markt der Stiefschwester der Venus Urania abgehalten wurde. Wenn die Akteure weit hinter deutscher Gewissenhaftigkeit und warmen Diensteifer zurückblieben, und die Interessen des Componisten nur lau vertraten, konnte man mehreren Schönen im ersten Logenrange wenigstens nicht vorwerfen, ihren persönlichen Vortheil hintenan zu setzen. Die Königin dieser koketten Elite der Galanterie war eine Lais von außerordentlicher Schönheit, eine brünette Südfranzösin, welche meine gesammte Nachbarschaft in eine um so größere Aufregung versetzte, je mehr sich die Oper ihrem Ende näherte. Da jede Logenthür ein großes rundes Glasfenster besitzt, so bemerkte ich, daß die Mannschaften, wie die Freier der Penelope, den Ausgang des kleinen Palastes der Schönen belagerten, und Einer nach dem Andern durch die erhellte Fensterscheibe guckten, was jedesmal den schönen Effekt des Mannes im Monde hervorbrachte. Die Holde, die in ihrem reichen Spitzengewande, die vollen Locken

mit einem natürlichen Rosenkranze geschmückt, ruhig dasaß, und mit einem Fächer aus schneeweißen Federn spielte, nahm von dieser Fensterschau so wenig Notiz, als ein Portrait von der Bewunderung der Kenner und Laien; nur ihre Begleiterin, eine engagirte Mutter oder Anstandsdame, befand sich in außerordentlicher Unruhe. Sie schien für ihre Herrin „den Rechten" zu suchen. Endlich, als eben die letzten Hugenotten abgeschlachtet worden, langte dieser an und nahm hinter dem Logenvorhang Platz, bis seine Donna ihre Toilette zurechtgezupft hatte. Jetzt stürmte Alles hinaus, um eine Chaine in der Vorhalle zu bilden; wir kamen zu spät. Der Rechte, ein wahres Gespenst an Magerkeit, hatte seine Eroberung schon in Sicherheit gebracht und stand neben der Thür des Phaetons, um dem Kutscher seinen letzten Willen für den Abend zu erkennen zu geben, dann rollte der Wagen den Boulevarts zu, und mehrere tugendhafte, nur wißbegierige Jünglinge stürzten sich in die nächsten Fiaker, um wenigstens nicht die Spur des Mädchens aus der Fremde zu verlieren.

---

2. Die komische Oper.

Auf ihre komische Oper legen die Franzosen gern ein höheres Gewicht, so daß man voraussetzen darf, sie fühlen trotz der krankhaften Anstrengungen der großen Oper, wie sie gegenwärtig beschaffen ist, ihre Ausdrucksfähigkeit in dem theatralischen Bündnisse zwischen Poesie und Musik sei am bedeutendsten auf der Seite der angeborenen Heiterkeit des Nationalcharakters. Unstreitig ist die komische Oper das geschmeichelte Bild des Franzosenthums. Alle liebenswürdigen Eigenschaften desselben sind darin mit Meisterschaft hervorgehoben und die Prädestination des Volkes, von künstlerischem Gesichtspunkte aus betrachtet, in dieser Gattung vorzugsweise viel zu leisten, spricht sich in dem Umstande aus, daß seine Tonsetzer, sie mögen noch so mittelmäßig begabt sein, auf dem Felde der komischen Oper, ein Jeder für sich genommen, wenigstens ein Werk geschaffen haben, das man mit vollkommenem Behagen genießen und als gelungen loben kann. Ein Gleiches wird man demnächst in der Ausführung wahrnehmen. Die Akteure fühlen sich hier in ihren Rollen weit heimischer, weil sie den natürlichen Muthwillen nicht unterdrücken, sondern in einer zierlichen Form ausdrücken dürfen, die ihrer Eitelkeit schmeichelt.

Es ist die Frage, ob der französische Akteur, der aufrichtig belacht wird, sich nicht im Grunde seines Herzens glücklicher fühlt, als sein College, dessen Rollenfach ihn auf ein trockenes und ehrbares Beifallsklatschen beschränkt.

Die komische Oper, sie mag ihre Stoffe selbst aus entfernten Sphären entlehnen, behandelt sie stets in Styl und Sprache der Pariser Salons, wie man vom Trefflichsten ausgehend, bis zum Erbärmlichsten niedersteigend, von der weißen Dame an bis auf Jenny Bell, sogar in den geringsten Kleinigkeiten beobachten kann. Die leichte Poesie der Conversation, die Liebesintrigue, die ironischen Combinationen des Schicksals in der Gesellschaft, ja zuweilen einige leise tragische Anklänge, wenden sich an die reine Musik und unterziehen sich in ihrem klaren Quell einer Läuterung: das ist die komische Oper, das Liebenswürdigste, was Paris bieten kann. So finden wir denn dieses Institut, selbst wenn es vermöge zufälliger Umstände keine musikalischen Kräfte ersten Ranges besitzt, doch immer von interessanten Talenten unterstützt, die in dieser Mischgattung von Plauderei und Coloratur, von Lied und Witz, von lustiger Situation und pikanten Harmonieen zu Hause sind. Bald muß der Text, bald die Musik das aufzuführende Werk stützen und da nur in den seltensten Fällen beide Factormomente gleiche Anziehungskräfte besitzen, so bleibt zuweilen nur die Reserve der geschickten Darsteller übrig, die denn auch nie

ihre Schuldigkeit zu thun versäumt und wenn keine andere, doch oft noch eine Ehrenrettung bewerkstelligt.

Das Lokal der komischen Oper ist ein großer Saal, dessen bescheidene Decoration in Dunkelgrün, Weiß und Gold den ansprechenden Eindruck eines Gesellschaftszimmers hervorruft. Die feinen Cirkel, vom Hofe an bis auf alle Privatleute von Geschmack herab, versammeln sich in einfacher städtischer Toilette, gleichsam zu einer Reunion ohne Etikette. Um an einem handgreiflichen Beispiel die Leser mitten in die Sache zu führen, wählen wir einen Abend, an dem nicht sowohl berühmte alte Werke, als einige Arbeiten gegeben werden, denen die Kunst der Darsteller und Musiker aus eigenen Mitteln das Beste zulegen muß. Ein geschickter Koch soll eine alte Schuhsohle genießbar und wohlschmeckend machen können, forderte ein berühmter Feinschmecker und wir hatten Gelegenheit, die Berechtigung dieser Forderung auch auf einem höheren Gebiete anzuerkennen. Das französische Publikum pflegt in der komischen Oper unersättlicher, als irgend wo zu sein, es sei denn beim Tanze und auf der Börse; es darf also Niemand Wunder nehmen, wenn drei Opern gegeben wurden und die Vorstellung von sieben Uhr Abends bis gegen ein Uhr Nachts währte.

Das Orchester ist im Verhältniß zu den beabsichtigten Zwecken auffallend stark besetzt, was man schon aus den vorhandenen sechs Contrabässen schließen kann, aber

durchaus im Sinne der Gesammttendenz des Institutes geschult; kein anderes Bühnenorchester in Paris vermag sich mit ihm an Präcision des Zusammenspieles, an feiner Deklamation in den Einzelheiten, an Feuer des Vortrages, vollendeter Discretion bei der Begleitung und virtuoser Behandlung großer Passagen messen. Es ist kein störriger Gaul, wie die deutschen Orchester der komischen Oper, auf dem die armen Sänger nur mit Mühe festsitzen und verzweifelt an den Zügeln zerren; es gleicht einem sanften Zelter von edler Race, den ein Kind bändigen kann, und der doch wieder der außerordentlichsten Kraftstücke fähig ist. Jedes einzelne Mitglied erfüllt mit Behagen seine Pflicht und genießt daher auch bei dem untergeordnetsten Instrumente selbstbewußt die künstlerische Freude des Gelingens. Schon die Ouvertüre verrieth, so inhaltlos sie auch sein mag, den hohen Standpunkt der Kapellisten. Sie gehörte zu der kleinen Oper: „Guten Abend Herr Pantalon.“ An sich ohne Originalität, darf sie höchstens einen Anspruch auf feine Schreibart und einen gewissen Grad heiterer Laune erheben, aber diese löblichen Eigenschaften wurden so außerordentlich klar herausgearbeitet, daß die niedliche Schreiberei im Lichte eines höheren Kunstwerkes erschien. Die Ouvertüre wurde wirklich ein Prolog zur folgenden Oper, und verbreitete auf der Stelle in allen Zuhörern die rosenfarbenste Laune. Nachdem der Vorhang in die Höhe gerollt war, resignirte das bewunderungswürdige

Orchester vollständig auf seine selbständige Haltung. Seine silbern rieselnden Passagen verwandelten sich in ein sanftes melodisches Murmeln; aber die Sänger verdienten auch diese hochachtungsvolle Aufmerksamkeit. Obgleich keine eigentliche Stimme unter ihnen war, und sie, mit Ausnahme Ricquier's, des alten Komikers, nur in den dritten Rang des Institutes gehörten, führten sie ihre Partieen mit einer Vollendung und Liebe zur Sache aus, die den großen Pariser Erfolg des in Deutschland so gut als durchgefallenen, und nur in einer plumpen Bearbeitung beifällig aufgenommenen kleinen Werkes erklärte. Um nur ein Beispiel anzuführen, sangen die drei Damen das erste Quartett, mit der Tenorstimme hinter der Scene, in absolutem Pianissimo, ohne einander zu sehen, ja wie die Bühnenforderung der Situation es mit sich bringt, beinahe ohne einander zu hören, indem jede hinter ihrer Zimmerthür stehen blieb.

Die zweite Oper, „der Hof Celimenens“ von Thomas, ist in Text und Musik noch ungleich schwächer als Grisar's kleine Oper, allein Alle beeiferten sich mit der Emsigkeit von californischen Goldgräbern, auch das kleinste Stäubchen edlen Metalles gediegen und blank aus dem Sande zu waschen, denn es war offenbarer, wenn auch sehr feiner Sand, den Herr Thomas und sein Dichter dem Publikum in Augen und Ohren streuten. Auch hier wirkte gleich die Einleitung ungemein anregend. Ein Chor von zwölf Anbetern der koketten Celimene,

bestehend aus vier alten, vier jungen Leuten, und vier von Damen gesungenen halberwachsenen Burschen (adolescens) bringt im Dunklen der Schönen seine Huldigungen dar, und Jeder deutet durch die leisen Worte „ich bin allein!“ das sichere Gefühl aus, von Ueberraschung nichts zu fürchten zu haben. Diese so gefährliche Scene, die unfehlbar an der geringsten Plumpheit gescheitert wäre, wurde in tiefer Dunkelheit so köstlich gespielt und kaum hörbar gesungen, daß die Zuschauer mit den armen Liebhabern überrascht wurden, als sich unter einem brillanten Tonschwunge des Orchesters die Thüren der Villa öffneten, und Celimene, begleitet von ihrer Freundin und einer zahlreichen Dienerschaft mit Kerzen in den Händen, erschien und die Gesellschaft dem Gelächter preisgab. Von großer Wirkung waren ferner die allerliebsten Fiorituren der Miolan, die trockene feine Komik von Bataille, der den alten eitlen Seigneur gab, und die liebliche, süße Tenorstimme Jourdan's, der an Mantius in seiner guten Zeit erinnerte, aber ungleich mehr Leidenschaft und Hingebung besaß. Die Thätigkeit des Orchesters war in allen diesen Momenten eine Kette von köstlichen Genüssen für einen Musikfreund, der daran gewöhnt ist, die Instrumente als die Tyrannen der Sänger anzusehen. Vor allen Andern mußte man die Blechbläser bewundern, wenn sie den Ton ihrer trotzigen Instrumente zu bändigen, ihn den Sängern anzuschmiegen, und da, wo sie allein das Wort zu führen hatten, einen

dramatisch der Eigenthümlichkeit des Individuums in der Scene entsprechenden Klang hervorzuzaubern verstanden. So innig war diese Verschmelzung, daß man die Sylben des Textes, artikulirt von einem Horne oder einer Ventiltrompete, zu hören glaubte.

Darüber war es elf Uhr geworden und man fühlte erst an dem längeren Zwischenacte, der Oper von Oper zu trennen pflegt, die Folgen gespannter Aufmerksamkeit an der plötzlichen Erschlaffung, als die dritte Oper begann. Nach fünf Minuten war alle Müdigkeit verschwunden, wozu nicht wenig die erregte Stimmung der Versammlung beitrug, die einen erhöhten Genuß anzudeuten schien. Der Toreador von Adam ist eine zweiactige Oper ohne Chor und spielt nur zwischen drei Personen: dem Bassisten Bataille, dem Tenor Mocker und der Ugalde, einer äußerst beliebten Sängerin. Den Text kann man unbedenklich „die organisirte Hahnreischaft" nennen. Nachdem der alte Don Belflor durch seine Coraline und ihren Amoroso Tracolin sehr künstlich, aber ganz unschuldig in den Verdacht der Untreue gebracht worden, muß er froh sein, Tracolin als Hausfreund aufzunehmen und mit seiner Hülfe die heuchlerisch zürnende Coraline zu besänftigen. Da der Faden des übermüthigsten Humors gar nicht abreißt, so kommt man nirgends zur Besinnung über die erschreckliche Unanständigkeit des Textes. Mad. Ugalde gebührt das Hauptverdienst, den Schmutz durch nationale Charakteristik, frische kecke Natürlichkeit

und heißblütigen Drang versilbert zu haben. Einer so feurigen Donna verzieh man nachsichtig, wenn sie den sie vernachlässigenden alten Gecken ärger als billig mißhandelte. Der Grundton der Oper war der verwegenen Conversation gegen das Ende eines Festmahles zu vergleichen. Wie lose Scherze flogen die Passagen hin und her, auf den beißenden Witz folgte blitzgeschwinde die Replik, auf die Kühnheit der Ungebühr die scherzhafte Sprache, und nur das Orchester hielt den bacchantischen Taumel in den Grenzen des Anstandes. Zuletzt aber spielte selbst das ganze Auditorium mit und die jubelnden Beifallssalven folgten einander, wie das Pelotonfeuer bei einem Manöver. Es war der Triumph einer Gattung gewesen, die tief in der Nation wurzelnd, nie in Deutschland eingebürgert werden kann und darf.

Ein Sonntag in Versailles.

„Am nächsten Sonntage spielen die großen Wasserkünste zu Versailles." Diese Nachricht pflegen die Omnibus, welche sich in solchen Ausnahmefällen zu Brieftauben hergeben, auf großen rothen Zetteln, an ihren Außenseiten durch ganz Paris zu tragen. Schon am Freitag ist Jedermann von dem großen, im gewöhnlichen Laufe der Dinge nur alle vier Wochen einmal stattfindenden Ereignisse in Kenntniß gesetzt, und kann die geeigneten Vorkehrungen dazu treffen. Wenn dieselben bei der wohlhabenden Klasse nur in gesellschaftlichen Verabredungen bestehen, so pflegt bei der minder günstig situirten Majorität manches Andere vorauszugehen, was die frühe Anzeige der Regierung, d. h. der eigentlichen Veranstalterin der Wasserkünste, als eine weise und national-ökonomische Maaßregel erscheinen läßt. Um nämlich dem Luxus des Wassers beizuwohnen, sehen sich sehr viele Personen genöthigt, der zweitägigen Nothwendigkeit bloßen trockenen Brodes zu huldigen, und die Hälfte von ihnen muß vielleicht gar vorher eine kurze Gebirgs-

reise nach einem der Vorberge und Ausläufer des großen Alpenstockes antreten, der unter dem Namen des mont de pitié oder Leihhauses, seine offenen Herbergen in vielen Straßen errichtet hat.

Zwei Eisenbahnstraßen und zahllose Fuhrwerke für furchtsame Personen, welche ein kurzes glänzendes Schauspiel nicht mit der Todesangst von zwölf Stunden bezahlen wollen, führen von Paris nach Versailles, und schon am frühen Vormittage versammeln sich zahlreiche Gruppen auf den Bahnhöfen, um die dazwischen liegenden Stationen, besonders das liebliche St. Cloud auszubeuten. Wir wählten den Pfingstsonntag zu unserem Ausfluge nach Versailles, da man uns diesen Tag als besonders geeignet für den Zusammenfluß einer großen Menschenmenge geschildert hatte, und ungeachtet eines dicht bewölkten Horizontes begaben wir uns nach dem Bahnhofe in der Rue St. Lazare, um auf dem rechten Ufer der Seine das schöne Flußthal besser übersehen zu können und unser Frühstück in St. Cloud einzunehmen. Die französischen Eisenbahngesellschaften haben sich der unanständigen Gewohnheit ergeben, an Sonn- und Festtagen die Preise zu erhöhen und damit Allen denen einen guten Vorwand geliehen, welche an ein Gedeihen der edlen christlichen Pflanzen „Brüderlichkeit, Freiheit und Gleichheit“ auf dem moralischen Sandboden Frankreichs nicht recht glauben wollen. Damit aber die gedrückte Armuth doch einigermaßen entschädigt werde, haben sie

dafür ein möglichst schnelles und gefährliches Fahrtempo eingeführt, über das wir weiterhin noch ausführlicher sprechen werden.

Nachdem wir unsere Billets gelöst hatten, wurden wir in den Wartesaal und eine seiner Unterabtheilungen gewiesen, welche unserer Wagenklasse und der Station entsprach. Obgleich dem Tarif nach unser Zug in zehn Minuten abgehen mußte, zogen die Herren Inspectoren es doch vor, mehrere starke Züge direkt nach Versailles abzulassen und die Geduld unseres kleineren Häufleins auf eine harte Probe zu stellen. Endlich kam auch an uns die Reihe und in Zeit von einer halben Stunde befanden wir uns in St. Cloud. Der reizende Ort war so gut als leer, die Wasserkünste von Versailles hatten eine größere Anziehungskraft auf Paris ausgeübt, als diese Idylle mit ihren von der Baumscheere unberührten alten Alleen; sogar die Höhe hinter dem Schlosse, von der aus man eine unvergleichliche Aussicht auf Paris und seine Umgebungen genießt, hatte nur einige wenige Naturfreunde, namentlich Gäste aus Deutschland angezogen. Die Waffelbäcker auf den Promenaden boten mit trübseligen Gesichtern ihre Waare vergebens aus, umsonst ließen die Savoyardenjungen ihre Affen die besten Purzelbäume schießen; heute sollte der Stern von St. Cloud nicht glänzen.

Der leidige Nachahmungstrieb zog auch uns dem großen Haufen nach; wir warfen uns in den nächsten

vorüberdonnernden Wagenzug, und flogen, indem wir bald durch lange Tunnel schossen, bald durch lachende Landschaftsbilder überrascht wurden, der langweiligen Schöpfung Ludwigs XIV. zu. Es ist schwer, die Physiognomie einer Stadt zu schildern, deren Leben, selbst in der Zeit ihres Glanzes, nie ein anderes, als künstliches gewesen ist. Zwar wurde sie augenblicklich durch einen unübersehbaren Schwarm von Neugierigen bevölkert, die sich in dichten Massen nach dem Schlosse wälzten, allein ihr hippokratisches Gesicht starrte todt und steinern in dieses vorübergehende Treiben lebendiger Menschen. Versailles könnte die Stadt für eine Bevölkerung von Wachsfiguren sein, so unheimlich ist der Eindruck, den sie auf das Gemüth hervorbringt. In den Straßen wächst das Gras in dichten Büscheln, das Pflaster, aus dem vieljähriger Regen die Erde gewaschen, das aber nie eine thätige Hand verbessert und erneuert hat, ist uneben, wie ein Gebiß voll hohler Zähne, die Häuser obwohl oft hoch und stattlich, tragen die graue Farbe der Verwahrlosung und des Moders zur Schau, und die Einwohner standen vor ihren Thüren und sahen gleichgültig ihren Besuchern nach, deren Sympathieen für sie mit dem Tage endigen sollten. Einige Zeichen großstädtischen Strebens, die sich in Aushängeschildern und Wandanzeigen von Restaurants kund gaben, glichen verfehlten komischen Bemühungen von Bettlern, Miene und Haltung vornehmer Leute anzunehmen, und die un-

heimliche Stimmung, welche der Ort erzeugt, sprach sich vorzüglich darin aus, daß jeder eilte, daraus fortzukommen. Die Natur pflegt bei einem Verfall der menschlichen Zustände in eine gewisse Mitleidenschaft zu treten, und die große, Versailles durchschneidende Allee zeigte häßliche Spuren von Tod oder Verwilderung der Vegetation in vielen wuchernden oder hinsiechenden Bäumen.

Wir empfingen durch den Anblick des Schlosses keinen erfreulicheren Eindruck. Seine dunkeln Massen, über denen, wie die Drapperien eines Leichenbaldachins, finstre Regenwolken hingen, lagen gleich Königsgräbern da, und die Fenster schienen ihre gläsernen Augen vor einer Generation geschlossen zu haben, deren Ahnherren diesem Gebäude die tiefste Kränkung und Schmach angethan. An den weißen kolossalen Marmorstatuen von Bayard und Du Guesclin vorbei, floß der Menschenstrom durch einen Seiteneingang in den Garten. Die fliegende Industrie der Verkäufer von Lebensmitteln und Getränken hatte hier die historischen Erinnerungen an das blutbefleckte Versailles sich wenig anfechten lassen, weißgedeckte Tische mit Brod, Fleischwaaren, Kuchen, Limonade, Bier, Liqueur und Früchten bildeten eine lange Tafel unter den Fenstern des stolzen Bourbonen, der gewiß das Ende der Welt bevorstehend geglaubt hätte, wenn ihm in einem Zauberspiegel der Zukunft, das frivole Bild dieses Pfingstsonntages erschienen wäre. Der unabsehbare Garten gehörte nicht mehr den Hofschranzen

und Maitressen; Arbeiter, Soldaten, Frauen und Kinder, gut und schlecht Gekleidete, Bürgerliche und Adliche, tummelten sich auf dem Rasen umher, und betrachteten die einst exclusivste Stelle Frankreichs als Nationaleigenthum.

Die kleinen Steingruppen auf der großen Terrasse hinter dem Schlosse thaten bereits ihre Schuldigkeit, und spieen nach Kräften Wasserstrahlen gen Himmel; die eigentlichen Wasserkünste in und an dem seitwärts gelegenen Bassin sollten um fünf Uhr beginnen. Da dieser Termin in wenigen Minuten bevorstand, eilten Tausende aus allen Theilen des Gartens queer durch denselben und nahmen Platz auf dem weiten Amphitheater, das durch einen sanften Rasenabhang zwischen dem Park und dem Geländer des Bassins gebildet wird. Es mochten hier nahe an fünfzigtausend Menschen versammelt sein, aber es befremdete, von ihnen weder ein Zeichen der Ungeduld, noch des Frohsinns zu vernehmen. Geduldig wartend, wie kaum die wohl polizirte Bevölkerung einer kleinen deutschen Stadt, standen diese aus den verschiedensten Ständen zusammengesetzten Schaaren um das Bassin und theilten sich flüsternd ihre Bemerkungen mit, denen nur hie und da ein Lächeln folgte. Endlich verkündigte ein schwaches Rauschen aus dem Dreizack des Neptun und dem Rachen eines seiner Meerungeheuer, daß die Wasser sich näherten und in Zeit von einer Minute spielten sämmtliche Fontainen und die ganze ba-

roque Mythologie der Hydrauliker der Majestät von Frankreich sprudelte zu Ehren des Feiertages und der Pariser Wasserstrahlen und Büschel gen Himmel. Man darf indessen diese alte Redensart nicht ernstlich nehmen; der Himmel der Meergottheiten von Versailles mag kaum höher als fünfzig Fuß sein, denn die Maschinerieen besaßen zur Zeit ihrer Geburt nicht die imposante Kraft und Ausdauer des Dampfes; sie müssen ihre armen Wasserseelen gemeinhin nach einer halben Stunde aufgeben und diese kurze Existenz kostet dennoch eine enorme Summe. Aber selbst das Adersystem Neptuns und seiner Tritonen, Nereiden und Delphine scheint schon an Stockungen zu kranken, denn an einer Hauptgruppe fehlten mehrere wichtige Strahlen und störten empfindlich die Symmetrie. Nichtsdestoweniger bleibt der Effekt von etwa sechszig ziemlich hohen Springbrunnen, wenn sie an der Seite des Bassins eine Art von stäubender Kristallfront bilden, großartig, und die in allen Farben eleganter Toiletten, bunter Uniformen und blanker Helme schimmernde Umgebung leiht dem Bilde einen imposanten Hintergrund. Der Himmel sah indessen das Schauspiel nicht mit gleich wohlwollenden Augen an; die eifersüchtigen Wolken gaben plötzlich ihre zuwartende Haltung auf und begannen unter dem ermuthigenden Blasen eines mächtigen Nordwests, uns auch ihre großen Wasserkünste zu zeigen. Das war zuviel für die Neugierigen; ein Gewölk von Regenschirmen bot dem Regen Trotz, und

in der Richtung des Windes jagten die Schaaren nach den Bahnhöfen, oder flüchteten sich in die wenigen öffentlichen Lokale; die Mehrzahl mußte ohne Obdach im Freien aushalten, eine Freude für die Hutfabrikanten und Putzmacherinnen, die mit lachendem Herzen den Ruin ihrer abgesetzten Fabrikate ansahen und schon im Stillen den Ersatz der nächsten Woche berechneten. Queus von der doppelten Länge ausgewachsener Riesenschlangen wurden gebildet, und ein Train nach dem andern schleppte Fuhren aufgeweichter Pariser in die Hauptstadt zurück. Nach anderthalbstündigem Warten unter den rieselnden Quellen der Atmosphäre, war die Section, bei der wir uns befanden, endlich reif für die Spedition. Die Barrieren des Wartesaales wurden aufgerissen und der Wagenzug im Sturm erobert, wobei mit gänzlicher Nichtbeachtung aller Rangklassen, welche nur an der Kasse beobachtet wurde, von der Direktion mit ächt französischer Dreistigkeit nur die schlechtesten Wagen gestellt worden waren. Wer prüfte aber die Bequemlichkeit derselben, bei der Schnelligkeit der Fahrt. Um jeden Preis sich der wartenden Schaaren entledigen! das schien der Wahlspruch der Zugführer zu sein, zehn leere, von Paris zurückeilende Trains sausten auf dem zweiten Geleise an uns vorüber, das ganze Personal der Bahn war auf den Beinen und unterstützte durch eine lebhafte Arme- und Beinetelegraphie den arbeitenden Drath, aber ein Achsenbruch — und der uns auf den Fersen folgende,

gewiß nur um wenige Minuten von uns getrennte Zug, stürzte sich und uns in sicheres Verderben. Einmal und nie wieder! brummten wir Alle, als wir das feste Pflaster von Paris unter unseren Füßen fühlten und schon das sich nähernde Pfeifen unseres Nachfolgers hörten.

Toilettenindustrie.

Im Industriepalast giebt es eine Gegend, die man das Schlaraffenland der Damen nennen möchte, denn wenn das starke Geschlecht die poetische Provinz größtmöglicher irdischer Seligkeit aus einer Vegetation von feinen Victualien und einem Stromsystem von Milch, Honig und starken Weinen bestehen läßt, so wird das schöne Geschlecht Utopien hienieden wohl mit Putzgegenständen ausstatten wollen. Dieses Land, wohin jedes richtig organisirte Frauenzimmer, wie Mignon, mit ihrem Geliebten ziehen möchte, liegt oben auf der nördlichen Galerie. Das industrielle galante Frankreich hat hier seinen Hauptmarkt für Alles, was Toilette heißt, aufgeschlagen. Wie sollen wir diese pittoreske Gegend würdig beschreiben, woher sollen wir die nöthigen Kenntnisse nehmen? Viele tausend Namen nennt uns der Katalog, tausend Schränke und Fächer sind mit den kostbarsten und doch so vergänglichen Dingen gefüllt, deren Anblick das Herz eines Mannes vor Schrecken beben macht, wenn er daran denkt, daß Viele seiner unglücklichen Brü-

der sie — bezahlen müssen und daß auch an ihn die Reihe kommen kann. Wo anfangen und wo aufhören? Werden nicht alle Schneidermamsellen, Damenkleidermacher, Modistinnen und Stickerinnen mit wahrer Beserkerwuth über mich armen Laien herfallen, wenn ich mir erlaube zu sagen, daß alle übrigen Länder zusammen nicht halb so vielen Geschmack in Toiletteangelegenheiten besitzen, als diese heillosen Franzosen? Der unheilvolle Satz ist heraus, der Würfel ist gefallen; mögen die Folgen sein, welche sie wollen! Fangen wir von oben an, nicht auf der Galerie, sondern auf den Köpfen der Damen, so beanspruchen die Pariser Hüte sogleich ein eigenes Capitel — nein, ein Werk, einen Folianten mit einem Dutzend Mappen voller farbiger Illustrationen. Um über diesen Gegenstand wahrheitsgetreu zu berichten, müßte ein Verleger nicht einen einfältigen Journalisten, sondern einen Hut-Layard mit einer weiblichen Commission nach Paris senden, Preise für die beste Abhandlung aussetzen, und ein täglich erscheinendes Beiblatt zu Berichten über die Fortschritte der Untersuchungen gründen. Der Damenhut von Paris ist für die weibliche Bevölkerung des ganzen Erdballs, wir appelliren an jedes aufrichtige edle Frauenherz, ein gleich wichtiger Gegenstand, wie für die Mannschaften Orden, Rang und Ehrenbezeugungen. Das glückliche Weib, das einmal einen Pariser Hut besessen hat, kann wie ein Mensch, der in Rom gewesen ist, nie wieder ganz unglücklich werden. Ein Ge-

fühl von stolzer Würde hält sie aufrecht, wie die Könige das Bewußtsein der Krone, selbst wenn sie dieselbe für immer verloren haben. Und diese kostbare Waare ist nicht allein im Industrie-Palast, sondern noch unendlich häufiger, als ambulante Hutausstellung, überall in der Stadt vorhanden, denn, o Wunder! alle Hüte, mit Ausnahme der abscheulichen eingewanderten, die man auf Schußweite an ihrer Form erkennt und flieht, sind ächte Pariser. Selbst einem Manne, der das Jahr über mit einem Filzhute auskommt, schwindelt der Kopf Angesichts solcher Thatsachen. Seien wir aber gerecht gegen die Damen; ein Pariser Hut ist allerdings ein unnachahmliches Ding. Brillat Javarin, der berühmte Feinschmecker, soll in gerechtem Zorn über ein übelzubereitetes, junges Huhn, an dem Tische eines ausländischen Gesandten in die furchtbar verletzenden Worte ausgebrochen sein: „nur ein Pariser Koch versteht ein Huhn zu braten;“ gerade so verhält es sich mit den Hüten. Dies geht so weit, daß sogar ein wenig geübtes Auge auf der Ausstellung, die französischen Provinzial-Hüte an einem gewissen, weiter nicht zu erklärenden Etwas, allmählig als unmodern, oder unparisisch durchschauen lernt. Eine Dame aus der Fremde, ihre Toilette sei welche sie wolle, ist sofort durch Erwerbung eines veritabeln Hutes für die Dauer ihres Aufenthaltes geborgen, was wir allen vernünftigen Ehemännern hiermit nicht vergeblich gesagt haben wollen. Versuchen wir den Pariser Hut etwas näher zu

charakterisiren. Die Hauptbedingung ist zunächst, daß er nicht auf dem Kopfe sitzt, wie fast alle prosaischen Hüte anderer Nationen; er muß nur angeflogen, und stets im Begriff scheinen, wieder fortzufliegen. Dies ist seine Schuldigkeit, er mag nun aus Stroh, Seide, Wolle oder Spitzen bestehen. Alsdann verlangt man von ihm, daß er einen leichten Anstrich von Beweglichkeit in der Ruhe habe, die Poesie eines gaukelnden Schmetterlings, der um eine Blume schwebt; diese Eigenschaft erfordert schon große Talente der Modisterie; wenn nun aber noch gar eine correcte Auswahl in den Farben dazu kommt, ein mildes, sanft abgetöntes Colorit — dann ist das Kunstwerk ersten Ranges fertig, und keine Fürstin darf Anstand nehmen, mit einem solchen Hute auf der Promenade zu erscheinen. Dergleichen Musterhüte sind aber selbst in Paris Phänomene, und auf der Ausstellung gar nicht zu finden. Den berühmten französischen Kohinoor konnte man wohl trotz seines Werthes von zwei Millionen unter Glas und Drath, mit Hinzufügung eines Polizeisergeanten, ausstellen; keine Modistin würde ein Gleiches mit einem Hut ersten Ranges wagen. Sein Werth ließe sich gar nicht in schäbigem gemeinem Gelde ausdrücken; er läge wie der Ruhm, das Genie, die trefflichen Eigenschaften des Herzens, nur in der Idee der Menschen und überragte weit die niedere Wirklichkeit der Dinge. Warum auch ein solches Wunderwerk unter Glas und Drath verschließen? Es

wird am Besten auf einem schönen Haupte ausgestellt, und soll vor allem Volke sein Licht leuchten lassen. Gehen wir zu den Coiffüren über, die den Hut im Salon und Theater ersetzen sollen, so finden wir eine gleiche Vielseitigkeit der Phantasie. Gebt einer hübschen Französin einige Radieschen und eine Handvoll grüner Reiser; nach einer halben Stunde wird sie daraus eine reizende kokette Coiffüre geschaffen haben. Das wahre Talent bedarf keiner Paradiesvögel, Reiherbüsche und ächten Perlen. Erlaubt man uns bei dieser Gelegenheit eine sehr verfängliche Sache zu berühren, so möchten wir wohl einige Worte der Bewunderung an eine Gattung von Kunstproducten verwenden, von deren Existenz uns erst der Industrie-Palast Kunde gegeben hat. Wie in der Fabrication von Hüten und Haarputzen, so sind auch die Franzosen Meister in der Anfertigung von — Perrücken. Der falsche Zopf ist leider in Deutschland kein leerer Klang, aber es muß in Frankreich noch schlechter mit seiner Grenznachbarschaft bestellt sein, wenn die vorhandenen Damen-Perrücken die Wahrheit verkünden. Dieser Gedanke hat, wie alle Störungen von Illusionen, etwas höchst niederschlagendes, und untergräbt tief die Bewunderung des Pariser Hutes. Wer wagt es noch, eine gefeierte Schönheit zu bewundern, wenn hinter dem Hute auch die Haare davon fliegen können? Man muß sich mit dem philosophischen Gedanken trösten, daß die Natur fast nie alle ihre Reichthümer an ein In-

dividuum vertheilt, und selbst der größte der antiken Bildhauer sein Ideal der weiblichen Anmuth aus den Eigenschaften mehrerer schönen Frauen zusammenstellte. Warum darf also eine französische Grazie nicht den schönsten Schmuck von einer ihrer glücklicher begabten Schwestern entlehnen? Wehe aber den Männern, die ihr Herz vielleicht in Schlingen von solchen Rabenlocken fangen lassen; sie wären übler daran, als Krammetsvögel. Auf einem jugendlichen Kopfe kann niemand das Haar-Surrogat erkennen, und nur die Gravirungen der Zeit, welche die Gesichter der Menschen mit ihrem Grabstichel allmälig für den Druck des Grabes künstlerisch vorbereitet, verrathen zuweilen auch die vollendete Heuchelei der Friseure.

Wir haben nur wenige Schritte zu den Geschmeiden und Edelsteinen. Ob in der Erde, in eiserner Truhe vergraben, oder in goldener Fassung am Halse einer vornehmen Dame verschlossen, es sind immer todte Kapitalien, die der Fleiß nur mit Mißgunst betrachten kann. Ob sie Millionen kosten, diese versteinerten Schweißtropfen der Erde wiegen, von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachtet, nicht die armen Tropfen auf, die von einer thätigen Stirn oder aus einem brennenden Auge rinnen. Wir haben jedoch nur hier das Bestehende, die Meinung einer reichen, üppigen Welt zu betrachten, und diese lehrt uns, daß man nur zu Paris Edelsteine mit vollendetem Geschmack zu fassen versteht,

obgleich im Stillen deutscher, einfacher, in der Schule der alten Kunst erzogener Geschmack gegen die Mehrzahl dieser Formen einen ganz entschiedenen ästhetischen Protest einlegt. Die Mode bekümmert sich freilich fast nie um die Aesthetik, und ihr Geschmack ist oft nur der äußerste Ungeschmack. Die von den berühmtesten Juwelieren zu Paris gefaßten Brillanten verrathen das Bestreben, Blumen und Blättergestaltungen nachzubilden, und den starren Steinen den leichten Fall und Schwung der Vegetation anzudichten. Sehr selten kommt es vor, daß einer dieser Künstler die passendere Form der Arabeske wählt, die sich für ein Gemisch von Gold und Steinen so sehr eignet. Als ein Künstler von feinem Kunstgeschmack scheint uns Rouvenat dazustehen. Er hat einen vollständigen Diamantschmuck, Gürtel, Halsband, Busenknöpfe und Ohrringe ausgestellt, deren edeleinfache Fassung nichts zu wünschen übrig läßt. Wahrscheinlich mehr im Sinne der eleganten Damen werden die Arbeiten von Mellerio (Gebrüder Müller) aus der Rue de la Paix sein, der Modebörse der modernen Hautevolée. Seine prachtvollen Juwelen sind dem Anschein nach so leicht verbunden, daß sie die Wirkung von Thau hervorbringen, der sich auf Blattrippen in regelmäßigen Linien gesammelt hat. Ehe eine Dame dergleichen lose Scherze in Reichthümern anlegt, müßte sie eigentlich eine Anzeige mit ausgesetzter Belohnung für verlorene Steine, zum Gebrauch am nächsten Tage auf ihrem Schreibtisch

bereit halten. Von Marret und Beaugrand, gleichfalls aus der Rue de la Paix, ist ein Halsband von Perlen vorhanden, desgleichen man schwerlich wiederfinden wird. Die Juweliere haben nämlich alle möglichen Launen und Grillen der Perlenmuscheln ausgebeutet und eine Sammlung farbiger Perlen zusammengebracht, die vereinigt an das Schillern von Perlenmutter erinnern. Es ist eine sonderbare Caprice, die aber dennoch auf einem solchen Rendezvousplatze aller steinreichen Käuze und Käuzchen, einen Liebhaber finden wird, der diese bunten kostbaren Thierkrankheiten ankauft und in seinen Schrank verschließt; an dem Halse einer Dame von Ton wird dieses Halsband schwerlich je prangen. Außer zu den üblichen Schmucksachen hat man auch die Edelsteine vielfach zur Besetzung der Fächer gebraucht. So erinnern wir uns eines solchen Geräthes, an dessen Stäben blaßrothe Rubinen oder Spinellen mit Diamanten wechselten und einen glänzenden kleinen Pfauenschweif bildeten. Den großartigsten Eindruck machen aber immer die Brillanten, wenn sie zu Diademen, namentlich aber zu Monstranzen, zusammengestellt sind, dergleichen mehrere reiche und schöne Arbeiten allgemein bewundert werden.

Die Stickereien, die von den berühmtesten Handlungen ausgestellt worden sind, erhöhen den Werth ursprünglich einfacher und billiger Stoffe, wie die kunstvollen und feinen Bearbeitungen das Material des groben Eisens, oft um mehr als das Tausendfache. Uns begegnen hier

wahrhaft vollendete Kunstwerke der Nadel, die sich zu dem, was wir in Deutschland zu sehen gewöhnt sind, wie Kupferstiche von Meisterhand zu alltäglichen Lithographieen verhalten. Fast überall ist ein besonderes Studium auf die Anordnung des zum Grunde liegenden Musters verwandt, das geschmackvolle Originalität der Zeichnung mit eigenthümlichen Schwierigkeiten für die handliche Ausführung vereinigen muß, um eine Kostbarkeit ersten Ranges zu bedingen. So mancher Maler erfreut sich nicht einer so fruchtbaren Phantasie, wie sie die Vorzeichner dieser Stickereien oft entwickelt haben, und man bedauert schmerzlich, daß der Katalog wohl die Namen der stolzen Firmen, nicht aber die eigentlichen Verfertiger genannt hat. Abgelohnt mit einem geringen Honorar, arbeiten diese geschickten armen Leute mit Griffel und Nadel auf Kosten ihrer Gesundheit für den reichen Uebermuth, und vertauschen zuletzt, wenn ihre mattgewordenen Augen und die zitternden Hände den Dienst versagen, die kunstvollen Werkzeuge mit dem dürren Bettelstab. Nancy nennt man vor Allen als eine gewerbfleißige Stadt in diesem Fache, und das reichste, schwierigste Werk, das vielleicht je aus weiblichen Händen hervorgegangen ist, die von der Kaiserin bestellte Robe, rührte daher, und ist von der Firma Barbe-Schmitz ausgestellt. Zugleich erfahren wir, daß dort der Lohn der Handarbeit selbst für die gewandtesten Individuen so gering ist, daß er höchstens die täglichen Bedürfnisse

deckt. Wem käme nicht der Gedanke, daß dieser Erwerbszweig so gut eine Krankheit der modernen Industrie ist, wie gar viele physische Leiden der Gegenwart, die erzeugt und unaufhörlich fortgepflanzt durch geistige Ueberspannung oder leibliche Verwahrlosung, bestimmte Klassen der Gesellschaft decimiren. Sowohl auf Seiten der Producenten, als auf Seiten der Consumenten zeigt sich eine absolute Zwecklosigkeit, indem dort die aufgewandte Arbeit nicht genügend bezahlt, hier der Preis durch den inneren Werth nicht aufgewogen werden kann. Die Stickerei in ihrer höchsten Vollendung und Kostbarkeit ist die doppelte Illusion der arbeitenden Armuth und des genießenden Luxus; eine wahre Fata morgana des Fleißes. Wer erkennt noch in den gestickten Taschentüchern, die mehr dazu geschaffen scheinen, um wie Spinngewebe ausgebreitet Fliegen zu fangen, als ihren Zwecken zu dienen, den schlichten Flachs wieder, unseren deutschen Webertrost? Solche Taschentücher, mit denen die Damen auf Bällen und Promenaden ihr kokettes Spiel treiben, sind die Leichentücher jener armen Weiber, die in den niedrigen Hütten der französischen Departements oder in Pariser Dachstuben ihr Leben mit der Anfertigung nur halb ernähren können. Zu ähnlichen misanthropischen Grillen können den Beschauer die Corsets anregen, die an und für sich, ohne einen lebendigen Kern, viel zum Nachdenken aufgeben. Aus aufgefundenen wenigen Knochen und Zähnen vermag ein gelehrter Naturforscher ein ganzes

Geschöpf zu construiren und seine Lebensweise mit ziemlicher Bestimmtheit anzugeben; welches Gebilde würde herauskommen, wenn das schöne Geschlecht noch nicht erfunden wäre, und ein solcher trefflicher Mann erhielte die Aufgabe, aus einem Pariser Corset von weißem Atlas mit Mechanismus, die Gefährtin des Menschen zu combiniren. Wahrscheinlich würde nicht ein ähnliches Gebilde wie die Venus von Melos im Louvre zum Vorschein kommen, sondern ein wunderliches, wespenartiges Geflügel, das von Blüthenstaub und Thau lebt, und besonderer schützender Gehäuse bedarf, um nicht zu zerbrechen. Je mehr man sich in den Anblick dieser Corsets vertieft, desto stärker drängt sich die Ueberzeugung auf, daß die Natur ihre Hand von dem schönen Geschlechte zu Paris fast ganz abgezogen hat, und es Madame Soulé oder Madame Richez, zwei renomirten Corsetfabrikantinnen, ganz anheimstellt, über die plastischen Umrisse ihrer zutrauungsvollen Mündel zu verfügen. Wenn aber einmal künstliche Nachhülfe den Geiz der Natur unschädlich machen soll, so muß man zugeben, daß der Corsetismus des neunzehnten Jahrhunderts auf einer gleich hohen Stufe steht, als alle übrigen exacten Wissenschaften. Das alternde Edelfräulein in Heinrich von Kleist's Käthchen von Heilbronn, und die Giftmischerin Gottfried zu Bremen, der man im Gefängniß zwanzig Corsets auszog, hätten beide nicht nöthig gehabt, sich solchen Qualen zu unterwerfen, wenn sie ihres Bedarfs wegen

nach Paris gekommen wären. Es giebt auf der Ausstellung Corsets, in denen das dafür bestimmte menschliche Wesen nur ein Viertel der Masse zu liefern braucht, um eine stattliche Dame herauszuputzen, ohne daß andere, als eingeweihte Personen die Ergänzung zu errathen vermöchten. Gleich groß sind die Corsetkünstler in den Anstalten zur Berichtigung der vielen Fehler, welche die Natur, die nicht so vollkommen ist, als die materialistischen Philosophen uns in ihrem Interesse gern glauben machen möchten, täglich begeht. Besäßen wir für die Ausgleichung geistiger Schwächen und moralischer Gebrechen ähnliche Vorrichtungen: der Staat könnte aus den Zuchthäusern Vergnügungslokale und aus den Bütteln und Kerkermeistern Musikanten und Vortänzer machen. Wenn die neuere Mechanik nicht mehr vor Felsen und Bergen zurückschreckt, Thäler ausfüllt und breite Straßen über Abhänge und Schluchten wirft, so zittert der heutige Corsetismus nicht mehr vor den größten Buckeln und den ärgsten Vertiefungen; sein schöner Wahlspruch ist, daß er Hand in Hand mit der christlichen Gesetzgebung, welche die Tödtung verkrüppelter Kinder verbietet, für die äußerliche Gleichheit der Menschen wirken müsse.

Der herrlichen Seidenwaaren, von denen Lyon eine ganze reiche Provinz gesandt hat, können wir uns ohne alle mürrischen Nebenbetrachtungen erfreuen. Welche köstlichen Gleichnisse hätte der Vater der Dichter, der edle Homer, von diesen Stoffen entlehnt, die das werth-

vollste Product des durch menschliche Klugheit beherrschten Insectenlebens in der höchsten Veredlung und in den genialsten Variationen darbieten. Der Katalog führt 501 Firmen an, die zum Gegenstande ihrer Ausstellung nur die Seide in ihren Modificationen vom Cocon an bis zu den phantastischen Roben gemacht haben, die mehr den Werken genialer Blumen- und Arabeskenmaler, als Fabrikaten des Webestuhles ähnlich sehen. Hierher möchten wir die kundigen und emsigen Seidenzüchter Schlesiens führen und ihnen das erreichte Ziel, dem sie mit so vieler Selbstaufopferung nachstreben, zur Aufmunterung zeigen. Offenbar ist die Seide das organische Gold und der Seidenbau noch das künftige Californien vieler Landstriche unseres Vaterlandes. Der Parallelismus zwischen beiden Stoffen spricht sich in zahlreichen Aehnlichkeiten aus. Beide besitzen die gleiche Dehnbarkeit bei größter Gediegenheit, beide trotzen in unverfälschtem Zustande hartnäckig dem Zahne der Zeit, beide finden in den verschiedensten Zweigen des Lebens die vielseitigste Verwendung und beide deuten im rohen Material schon durch dieselbe schöne Farbe ihre naturphilosophische Verwandtschaft an. Die in alten italienischen Burgen an verfallenen Fenstern im Sonnenstrahle schimmernde Rohseide ist kein schlechterer Schmuck, als die Vergoldung an den Façaden der heutigen Schlösser, und die wohlhabende Lombardei beweist uns, daß der Seidenbauer den Banquier in seinem dumpfigen Comptoir nicht um

die aufgehäuften Barren und Goldstücke beneiden darf. Der Seidenbau in unserm Vaterlande, obwohl er noch in den Kinderschuhen einhergeht, kann dereinst eine heilsame Umgestaltung vieler financiell gedrückten Verhältnisse bewerkstelligen und namentlich dem Stande der ländlichen Lehrer eine Sparkasse für das höhere Alter werden.

Wir kommen jetzt zu den Gegenständen des Luxus, welche auf den Polterabenden eine große Rolle zu spielen pflegen, den Pantoffeln, mit denen wir der Vollständigkeit wegen das ganze Geschlecht der Schuhe verbinden wollen. Damit wir jedoch nicht den Schneckensammlern ähnlich werden, die schon zufrieden sind, wenn sie die Häuser in ihren Glaskästen besitzen, ohne daß sie Rücksicht nehmen auf die Beschaffenheit ihrer Bewohner, bitten wir um Erlaubniß, vorher von den Füßen reden zu dürfen, den künftigen Insassen der ausgestellten Stiefelchen, Schuhe und Pantoffeln. Jener Fischer im arabischen Mährchen verbesserte durch die listige Bemerkung, er glaube dem aus dem kleinen Gefäß als Rauch aufgestiegenen Geiste nicht, daß ein solches Ungethüm in der winzigen Büchse gewesen sein könne, sein künftiges Schicksal, und wenn wir auch durch eine sehr ähnliche Randglosse nichts verbessern, als vielleicht die bescheidene Meinung der deutschen Damen von ihren eigenen Füßen, so sprechen wir sie doch getrost aus. Zwischen dem ausgestellten Schuhzeug und den Füßen der pariser Wirklichkeit, besteht ein Mißverhältniß, das um so weniger

übersehen werden kann, als die pariser Damen die Gewohnheit haben, ihre Füße, so weit es der Anstand erlaubt, und nicht selten noch weiter, sehen zu lassen. Sie theilen diese Philosophie mit den Schönen des Orients, nur daß sie weit entfernt sind, jene Gegenden zu verhüllen, welche das Gesetz des Propheten nur für den Anblick des Gemahls aufgespart wissen will, d. h. das Gesicht. Erinnert man sich nur der zahllosen Füße, die täglich unverhüllt über die Boulevarts hüpfen, und vergleicht man sie mit den ihnen angeblich gewidmeten Schuhen, so sieht man leicht, daß die Traditionen der Fabel von Hans Nord wenigstens noch unter den pariser Schustern fortleben. Sogar eine elegante Chinesin, ja jene Mährchenpersonage, der die kleinsten Füße zugeschrieben werden, müßte auf die praktische Anwendung jener Schuhe verzichten, oder wie die mißgünstige Schwester zum Messer ihre Zuflucht nehmen. Wenn man auch nicht so weit gehen will, von Puppenschuhen zu reden, so kann man doch im besten Falle die pariser Schuster nicht von dem Verdachte frei sprechen, daß sie im Eifer, möglichst vollkommene Fabrikate zu liefern, absichtlich eine Eigenschaft, die nur hochbegabten seltenen Consumentinnen zukommt, auf die Waare übertragen haben. Da aber so etwas einer petitio principii ähnlich Sehendes bei schlechten Philosophen oft genug vorkommt, mag ihren alten Vettern in Minerva, den sonst guten Schustern von Paris, verziehen werden. Wäre unsere Galanterie gegen

das schöne Geschlecht größer als sie ist, wir sagten, es müsse ein Glück sein, unter einen dieser Zwergpantoffel zu kommen, die so zart wie für eine Sylphe und so reich wie für eine Odaliske gearbeitet sind; in der That scheint es uns aber eher ein wahres Mißgeschick zu sein, denn diese Pantoffeln sind nur die leidigen Consequenzen der Luxusartikel, von denen wir schon geredet haben; wer an solchen Dingen Wohlgefallen finden will, muß auch seine Pferde mit Silber beschlagen können. Wir reden jedoch von Träumereien und wenn nicht aus einem Elfengeschlechte die nöthigen Füße in diese bepelzten, goldgestickten, sammtnen, seidenen Kleinigkeiten geschafft werden, müssen sie in ihre Werkstätten zurückwandern, und im Familienarchive der Schuster sich in Gedenkstücke an die große Industrieausstellung des Jahres 1855 verwandeln.

Ueber die Haltbarkeit der pariser Fußbekleidung sind die Stimmen sehr getheilt. Bei der Güte der Granitpflaster und der Zuvorkommenheit der Asphaltplatten ist es keine sonderliche Empfehlung für Sohlen, wenn sie ebenso lange halten, als unsere viel duldenden Landesfabrikate, die nach Abzug der spärlichen Wohlthaten des Trottoirs, einem, groben Feilen nicht unähnlichen Straßenpflaster, energischen Widerstand zu leisten haben. Mit Ausnahme des derben Kiessandes im Garten der Tuilerien und in den Vergnügungsorten der Umgegend wird den Schuhen und Stiefeln der Herren und Damen nur

wenig zugemuthet, so stark die pariser Bevölkerung auch in Fußwanderungen ist. Die Formen sind bei ungemeiner Bequemlichkeit und geringem Gewicht natürlich durchaus elegant, wenn es auch weniger in der Macht des Fußkünstlers steht, die natürlichen Mängel mit gleicher List und Geschicklichkeit wie die Kleiderkünstler zu verbergen oder verbessern.

Die Handschuhe, bei unseren Damen ebenso beliebt als die Hüte, verdienen ihren Ruf. Wenn natürlich die geringeren Sorten nicht die Feinheit der Nätherei und die gediegene Zartheit des Materials aufweisen können, als die beste Qualität, in der man das Paar bis zu fünf Franken (Jouvin) bezahlen muß, so besitzen sie doch sämmtlich eine angenehme Nachgiebigkeit gegen die Hand. Wer ein wenig über das Abhängigkeitsverhältniß menschlicher Stimmungen von Hut, Stiefeln und Handschuhen nachgedacht hat, wird wissen, daß nur das schöne Geschlecht jene Stärke der Seele besitzt, um viele Stunden lang mit Ausdauer und lächelnden Mienen die Tyrannei dergleichen knapp und angegossen sitzender Dinge zu ertragen. Alle Personen hingegen, die mehr ihr Inneres, als ihre Außenseite zu beachten gewohnt sind, kennen die Qualen, welche die genannten Kleidungsstücke, sobald sie durch modische Untadelhaftigkeit das Auge erfreuen, an den äußersten und deshalb empfindlichsten Grenzen des menschlichen Körpers zu verursachen pflegen. Es ist daher keine strafbare Vernachlässigung des öffentlichen

Anstandes, sondern nur ein heroischer Widerstand gegen die rohe Zudringlichkeit der prosaischen Materie, wenn wir Staatsmänner, Gelehrte und Dichter meistens mit alten Hüten, ausgetretenen Stiefeln und mangelhaften Handschuhen einhergehen sehen. Zum Lobe der pariser Industrie muß man aber hinzufügen, daß sie jenen Umstand auf das feinsinnigste begriffen, und die männlichen denkenden Klassen der Gesellschaft in den Stand gesetzt hat, sich äußerlich der eleganten Welt so gleich zu stellen, als sie ihr innerlich ungleich sein mögen.

Ueberhaupt sind Anzeichen vorhanden, daß die Trachten des männlichen Geschlechtes, in demselben Maaße, als die des weiblichen sich in abentheuerliche Phantastik verlieren, das Princip der Nützlichkeit anzustreben suchen. Verfolgt man die Entwicklung der letztjährigen Moden, so kann niemandem entgehen, daß unsere Kleidungsstücke sich wieder den vernünftigen Zwecken, den Körper vor Kälte, Wind und Regen zu schützen, langsam nähern, und die Richtung der Geziertheit verlassen. Der aus England und Nordamerika eingeführte, und in Paris schnell heimisch gewordene Regenmantel, mag die Aufgabe haben, das große Werk der Kleiderumwandlung wesentlich zu fördern. Schon ist an ihm nichts mehr, was an das Reich der Schönheit streifte, er besteht aus nichts als einem Radkragen von gummirten Stoffen, der bei Wind und Regenwetter schlaff an den Körper klatscht, wie ein nasses Segel an den Mast. Wer sich zum Tra-

gen eines Regenmantels entschließen kann, und sehr viele junge und alte Leute besitzen solchen Muth, der muß bereits mit den Eitelkeiten dieser Welt abgeschlossen haben.

Von dem Regenmantel bis zur Einführung einer Art Wetterkappe, statt des nichtsnutzigen Hutes, wäre nur noch ein Schritt. Ein französischer Seemann, der im Asow'schen Meere einen Sieg erfochten, und später nach Paris käme, könnte als volksthümliche Größe, die auf dem Meere längst gebräuchliche Sturmmütze einführen, und Europa's Männer befreiten sich von der elendesten Erfindung, die je in Filz gemacht worden. Dazu gehören aber wieder die hohen Wasserstiefeln aus Gutta Percha, die wir nicht allein in dem Ausstellungspalaste, sondern auch in dem übrigen industriellen Paris von ganz vorzüglicher Güte finden. Ausgerüstet mit diesen Schutzmitteln, wäre das männliche Individuum allerdings dem Apoll von Belvedere oder dem Antinous noch unähnlicher als bisher geworden, allein es hätte sich in ein Wesen verwandelt, angethan, um die zur Jahresordnung gewordene Unbill unseres Klimas trotzig zu ertragen, wie Amphibien, fähig im Wasser und auf dem Lande, oder, was noch schlimmer ist, als diese Beiden, in einem gleichmäßigen Gemisch aus Wasser und Land kaltblütig auszuhalten.

Wahrscheinlich wollen die Leser aber weniger die müßigen Spiele unserer durch den Anblick so vieler Wunderwerke der menschlichen Hand erregten Einbildungskraft,

als einiges Anmuthige, statt des Nützlichen, aber nicht Fesselnden vernehmen. Als dergleichen können wir nur die kostbaren Umschlagetücher nennen, die an Geschmack der Zeichnung und Farbenzusammenstellung längst den Arbeiten des Orients den Rang abgelaufen haben. Wenn dessenungeachtet die Mode der Damen letzteren dennoch den Vorzug verleiht, so ist in dieser Entscheidung mehr Weisheit, als in so manchem anderen unerklärlich eigensinnigen Toilettenrichterspruch. Trotz ihrer Unscheinbarkeit, ihrer schlichten, durcheinanderlaufenden Farben, ist eine Vornehmheit in den indischen Tüchern, die noch keine europäische Fabrik erreicht hat. Man möchte sagen, sie beruhe, wie bei gewissen, scheinbar leicht hingehauchten und doch innigen Versen, in der natürlichen Art, wie ein kostbarer Stoff „vorgetragen" wird, in der Verzichtleistung auf ein Mehr, das sich aus so edler Wolle verfertigen ließe, in einem gerechten Stolze der Industrie, die Natur in ihren besten Schöpfungen nicht überkünsteln zu wollen. Was aber auch der Grund der wundersamen Anziehungskraft der indischen Shawls sein mag, sie sind das Ideal der weiblichen Welt. Wir aber können nur mit der bangen Frage, ob wir Wesen, die hienieden schon ihre Ideale zu erlangen im Stande sind, beneiden oder bedauern sollen, uns von diesen Kostbarkeiten trennen.

Der Temple.

Mit Ausnahme von Neapel hat man in keiner anderen Stadt das Gewerbe der literarischen Schönfärberei systematischer geübt, als in Paris. Man hat den Duft der Eleganz, der die Boulevarts umwebt, über die Ateliers der Arbeiter, das Leben vor den Barrièren, das Treiben des Volkes in den Straßen, ausgebreitet, und die ganze Stadt durch ein in ihrem kleinen reichen Theile gefärbtes Glas betrachtet. Wenn uns der Leser begleiten will, so werden wir ihn aber an einen Ort führen, wo ihm Paris seine sterbliche Seite zukehren wird und er, wenn die Natur ihm nicht die Gabe der philosophischen Betrachtung ganz versagt hat, aus eigenen Mitteln sich ein ideelles Paris construiren kann, das einigermaßen von dem sybaritischen Paris der Schriftsteller abweicht.

Es ist zehn Uhr Vormittags und im gemächlichen Schritt schlendern wir mit brennender Fünfsouscigarre, tiefer kann ein deutscher Zollvereinsraucher nicht wohl auf der Scala der französischen Regietabake hinabsteigen,

über den breiten Boulevart du Temple, und ergötzen uns an dem Anblick der kleinen Theater, die sich hier so dicht an einander drängen, wie in unserem guten Vaterlande die königlichen Hallen des Gambrinus. Unser Weg führt uns heute jedoch nicht nach der im Strahle der Sonne funkelnden Julisäule, die von oben bis unten mit vergoldeten Namen gespickt, einer Walze für den Leierkasten des Ruhmes gleicht, sondern rechts ab in das Labyrinth der Quergäßchen, wo der Trödel, der Kleinhandel und das Hausirgeschäft von Paris ihre Residenz aufgeschlagen haben. Gleich nach zurückgelegten zehn Schritten belehrt uns die Anwesenheit eines großen Mannes ohne Rock, der in Hemdsärmeln, mit ausgespreizten Beinen mitten auf der Straße steht und in einem Gefäß Salat zum Frühstück schwenkt, daß wir uns hier in zwangloseren Regionen befinden. Könnten wir daran zweifeln, die zärtliche Mutter, die an dem theuren Haupte ihres Jüngstgeborenen, die Leistungsfähigkeit eines engen Kammes versucht, müßte uns sofort den richtigen Gesichtspunkt eröffnen. Nach etwa hundert ferneren Schritten befinden wir uns auf einer Art von freiem Platze, den man nebst seinen Umgebungen schlechtweg Temple nennt. In mittelalterlichen Zeiten stand hier einmal eine Citadelle der Tempelritter, von der noch, als die französische Revolution ausbrach ein alter Thurm vorhanden war; jetzt ist auch dieser als die letzte monumentale Erinnerung an den unglücklichen

König, der darin gefangen saß, vom Erdboden verschwunden und an seiner Stelle erhebt sich ein zweistöckiges großes eirundes Gebäude, der Lumpenpalast von Paris. Wie der innere Hof des Palais Royal ist er, nur umgekehrt an seiner Außenseite, von Säulen umgeben, und jedes durch dieselben gebildete Fach ist von einem anderen Händler besetzt. Aber die Ablagerungen des pariser Ausschusses von Eleganz und Reichthum, oder von Noth und Zwang, sind so übermäßig, daß dieses Trödelschloß bei weitem nicht hinreicht; auf dem freien Platze davor ist noch eine hölzerne Barackenstadt entstanden, welche den Umfang des steinernen Gebäudes weit übertrifft.

Die Raumersparniß ist in den Abtheilungen dieser hölzernen Stadt auf die Spitze getrieben. Nur zwei Hauptstraßen durchschneiden sie und bilden vier größere Quartiere, die Gäßchen zwischen den einzelnen Fächern der Verkäufer sind so enge, daß man sich nur mit Mühe durchwinden kann. Wer über den fashionabeln Charakter seiner Garderobe nicht ganz im Klaren ist, wer für seinen pariser Aufenthalt eine gerechte Toilettenkritik wünscht, dem empfehlen wir gleich für den ersten Tag eine Promenade durch diesen hölzernen Tempel und er wird aus dem, was man ihm anbietet, errathen können, was ihm noch fehlt, um mit den Löwen des Tages zu wetteifern. Diese Kritik des Temple's ist die aufrichtigste von Paris. Der tadellos Gekleidete wird mit keinen Anerbietungen behelligt werden; man wird ihn zwar fragen, was er

verlange, wenn er seine Blicke neugierig umherschweifen läßt, man wird ihm jedoch keine ausführlichen Vorschläge zu machen wagen. Aber die Augen der Herren und Damen, die hier über die abgelegten Kleidungsstücke von Paris gebieten, besitzen die durchdringende unerbittliche Schärfe der drei Höllenrichter. Wessen Rock auch nur die leisesten Spuren des Zahnes der Zeit verräth, wessen Hut nicht wie gediegenes Gold glänzt, wer bei trübem Himmel zufällig ohne Regenschirm erscheint, dem wird man Alles, was ihm mangelt, zum Verkauf vorschlagen. Die Verkäufer besitzen dabei einen gemüthlicheren Ton, als man ihn gewöhnlich in dieser höflichen, aber kalten Stadt vernimmt. Sie wissen, daß ihre Waaren nicht ganz tadellos sind, daß sich auf ihrem Markte nur geringere Geldkräfte einfinden und sie fühlen sich deshalb den Käufern näher gerückt. Auf dem Temple herrscht noch ein Nachklang jenes patriarchalischen Verkehrs der Menschen, wie er in den Zeiten des kindlichen Tauschhandels stattfand. Diese Milde erstreckt sich bis auf die zahlreichen kleinen Hunde der jetzigen Tempelritter. Ihr feiner Instinct lehrt sie, daß der Besucher ihrer Heimath, ihnen an Besitz und Rang näher steht, als die stolzen Inhaber der Carossen, denen sie auf ihren Ausflügen zornig bellend nachlaufen; freundlich beschnuppern sie den Gast und ihr klarer Blick scheint ihn zum Verweilen einzuladen.

Das Innere und Aeußere dieser hölzernen Stadt ist

nicht so unangenehm, als man ihrem Gehalte nach glauben sollte; die Verschönerungskunst hat das Ihrige gethan, die gebrauchten Gegenstände wieder aufzufrischen, und es fehlt sogar nicht an ganz neuen billigen Stoffen, die im Großen bei Banquerotten oder auf Auctionen gekauft, hier unter leidlichen Bedingungen an die armen Leute verkauft werden. Dazu gehören besonders Bettzeug, gröbere Leinwand, Handwerksgeräth und wohlfeile Putzgegenstände, während allerdings viele dem ersten Anschein nach neue Dinge, offenbar nur künstlich verjüngt sind, wenn man sie ein wenig schärfer prüft. Ein kleines niedriges Häuschen, in der Mitte unseres anständigeren Temple's, dessen Glasfenster eine Aussicht nach allen Seiten gestatten, schien der militärisch obrigkeitliche Mittelpunkt der Ansiedler zu sein, war aber nicht besetzt, sondern blickte leer und zutrauungsvoll umher.

Die eigentliche Natur des Temple's in ihren mannigfaltigen Beziehungen zu dem lumpenhaften Paris kann man nur vor den Hallen der Rotunde, so heißt das Hauptgebäude, studiren. Wenn der hölzerne Temple zwar ein Bild der Aermlichkeit, aber doch auch der Reinlichkeit darbietet, so entfaltet unter der Säulenhalle der Rotunde, der Schmutz im grauenhaften Bunde mit dem Plunder, seine wenig beneidenswerthe Herrschaft. Dies wird schon höchst überzeugend durch die Ehrentitel dargethan, welche der Volkswitz den beiden Gegenden beigelegt hat, wo hauptsächlich die alten Kleidungsstücke und

die ausgedienten Stiefeln ausgeboten werden. Sehr bezeichnend, aber auch sehr schauerlich, nennt man diese den schwarzen Forst (la forêt noire), jene dagegen mit frevelhaftem Leichtsinn, die fliegende Laus (le pou volant). Wenn wir zunächst in dem Bereich des, genanntem Phantasiegeschöpf gewidmeten Heiligthums verweilen, so entzückt uns, trotz der vorsichtigen Distanz, die wir auf Grund jenes Namens beobachten, die ungemeine Mannigfaltigkeit der Herrengarderobe. Unter dem Panier der fliegenden Laus hängen alle Stände von Paris, von dem General und Senator an, bis auf den Lakaien und den Rekruten, an langen eisernen Nägeln, und man möchte das tiefsinnige Wort des Paracelsus, daß von jedem Menschen nur ein schlechterer Theil hienieden existirt, ein schönerer aber, als sein Genius unter den Sternen, dahin ausdehnen, daß es auch hienieden eine doppelte pariser Menschenwelt gebe, und daß Alle, die in Macht und Glanz einherstolziren, schon bei Lebzeiten auf dem Temple in der Rotunde, einen lumpigen Genius haben, der sie nach Verdienst repräsentirt. Was macht man mit allen diesen gestickten und bunten Kleidungsstücken? Giebt es wirklich noch ein zweites Paris voller abgerissener Aristokraten, die wie Gespenster bei Nacht erscheinen, oder ist diese Rotunde nur eine Satyre auf den eitlen Hochmuth dieser Welt? Wenn es aber unter sterblichen Dingen etwas Dauerndes giebt, so möchten wir die rothen lederbeschlagenen Kavalleriehosen dafür

halten, die in unzählbarer Menge den Temple bevölkern und ihn gewiß schon oft besucht haben, um immer wieder von Neuem die Bahn des Ruhmes zu durchlaufen.

Da die Verkäufer leider in unseren Mienen etwas Heiterkeit zu argwöhnen scheinen, ist es gerathen, die Stätte zu wechseln und in den schwarzen Forst zu treten. Wessen Seele noch nicht ganz abgestumpft ist für die Wunder der menschlichen Natur, der wird mit uns den Reichthum der Hülfsmittel anstaunen, deren man sich hier bedient, um alte Stiefeln auszubessern, was sagen wir — auszubessern? greifen wir gleich zu dem höchsten Problem, zu Stiefeln, die nur noch zur Hälfte vorhanden sind, die nur mit Wichse — ganz ohne Leder — höchstens mit etwas Pech — eine Ergänzung erfahren, die den Gipfel der menschlichen Poesie erreicht. Wer kauft, wer trägt diese Stiefeln, welcher Verkäufer wagt es, sie einem Sterblichen zum Anprobiren anzubieten? Hier stehen wir wieder am Abgrunde einer nicht zu beantwortenden Frage. Gehen wir, gehen wir, diese mystischen Unglücksschuster werfen grimmige Blicke des Hasses auf unser lackirtes, wenn auch etwas bestäubtes Pedal; man könnte an uns selber einige kühne Versuche der Versohlung oder der Wichse anstellen. Die Börse des Temple's beginnt ohnehin dort an der Ecke, wo die niedrige Thür des Weinhändlers zum Verweilen einladet. Alle alten Hosen, alle alten Röcke, alle abgeschabten

Hüte von Paris werden dorthin von brünetten Männern gebracht; eilen wir wieder an die Oberfläche des Lebens, an die helle Welt der neuen Kleider, der unverwundeten Stiefeln und stören wir die Lemuren nicht in ihrem Walten.

Ein Diner im Café de Paris.

Die Mode tyrannisirt in Paris mit gleichen Launen Kleider und Theaterstücke, Karossen und Möbel, Regierungssysteme und Speisezettel; es ist fast unmöglich, in irgend einem Fache klassisch zu werden, oder vielmehr, was auf dasselbe hinausläuft, es zu bleiben. Die klassische Tragödie mußte ihren Ruhm mit den Romantikern theilen, und die berühmten Restaurants des Palais Royal, die in sich zerfallenen Firmen Véry und Véfour, wurden durch die im Café de Paris herrschende gastronomische Theorie verdunkelt. Die Mode hat seit einigen Jahren diesen Ort für klassisch erklärt, und es bedarf wohl nur der Anwesenheit und des Zeugnisses zweier so berühmter Feinschmecker, wie Auber und Dr. Véron, um begreiflich zu machen, daß nicht allein die Mode, sondern auch die Gastrosophie, mit dem Café de Paris zufrieden zu sein Ursache hat. Und doch ist es keine Kleinigkeit, diese Hauptstadt und ihre Stimmführer und Voresser befriedigt zu haben, so wenig, als die Ansprüche des Wirthes im Café de Paris und seiner

Kellner. Wer sich nicht entschließen kann, mehr als zehn Franken für sein Diner und einen Frank Trinkgeld für den Kellner auszugeben, der setze seinen Wanderstab weiter; für ihn deckt sich der Tisch nur an einer anspruchsloseren Stelle. Da es nicht der Mühe lohnt, in Paris gewesen zu sein, ohne sich auch auf der Höhe der schlemmenden Menschheit befunden zu haben, so waren wir, ein Freund und ich, auf den sublimen Gedanken gerathen, wie bei Véry und Véfour, so schließlich, um dem Werke die Krone aufzusetzen, im Café de Paris zu diniren. Wenn auch kein Stammgast, so war doch dieser Freund dort bekannt genug, um im großen Saale des hohen Parterre's in der Ecke zwei Plätze an einem kleinen Tische zu belegen, die uns eine vollständige Aussicht auf die Gruppen der Speisenden gestatteten. Es war um die Stunde, wann das ganze elegante Paris nach warmem Essen riecht, also um halb sieben Uhr, als wir Platz nahmen, und der alte Kellner uns gravitätisch, das die Karte enthaltende, in Maroquin gebundene Werk, ein Blatt Papier und einen Bleistift überreichte. Während mein Tischgenosse sich mit mir darüber vereinbarte, was wir uns angedeihen lassen wollten, und der Kellner dazwischen ihm dieses oder jenes frische und köstliche Gericht so höflich in die Feder dictirte, wie es sich bei allen Octroyirungen geziemt, will ich die Zeit benutzen, um einige Worte über meinen Freund den Maler zu sagen. Von deutschem Geblüt abstammend, lebt er schon

so lange in Paris, daß er sich seines Vaterlandes so wenig mehr erinnert, wie wir alle unserer Wiege. Viel in vornehmen Zirkeln verkehrend, beliebt als Portraitmaler der Damen, ist er reich und ganz Franzose geworden, im besseren Sinne des Wortes. Er hat den Stolz und die Liebenswürdigkeit der Nation in sich aufgenommen, aber nicht ihre gemeine Habsucht und rücksichtslose Liederlichkeit. Wenn er in moralischer Hinsicht ein Bastard geworden ist, so hat die unsichtbare Kreuzung der Racen in ihm doch ein edles Exemplar erzeugt. Für seine deutschen Landsleute schwer zugänglich, kann er sich für die, welche ihn zu fesseln verstehen, oder ihm warm empfohlen worden sind, aufopfern und an sie seine werthvollsten Stunden verschwenden. Es kostet ihn dann keine Ueberwindung, einer Herzogin eine theure Session abzusagen, um zwei Stunden beim Dejeuner zu verplaudern; das ist in ihm der letzte Rest der ursprünglich deutschen Künstlernatur. Jetzt kam die Suppe und mein Maler legte sie mit zierlicher Hand vor, um die ihn eine Dame hätte beneiden können. „Ich weiß nicht, ob Sie dieses Genre lieben,“ sagte er, „bei uns ist es jetzt hier die beliebteste Suppe; in Deutschland versteht man nichts Aehnliches zuzubereiten.“ Die Suppe war mit der bekannten Familie à la Reine verwandt, enthielt aber einige pfefferige Schattirungen, die meinem Gaumen nicht zusagten, und ich verschwieg ihm diesen Umstand nicht, so wenig, als daß mir die Leistungen der guten Pariser

Küche im Suppengebiete der Solidität zu entbehren schienen.

„Ja, so seid ihr Deutschen; Euch schmecken nur handfeste nahrhafte Dinge," entgegnete er, indem er, um mich zu strafen, den Rest aus der Terrine in seinen Teller schöpfte.

„So viel ich weiß," antwortete ich, „haben hunderttausende von Franzosen sich sehr günstig gerade über die deutschen Suppen geäußert."

„Was für Franzosen mögen das wohl gewesen sein?" fragte er etwas ungläubig.

„Sehr bedeutende und einflußreiche Leute, die Soldaten der großen Armee, lieber Freund," sagte ich mit der Unschuld eines Kindes, „und ich versichere Ihnen, wenn diesen Herren nicht gar so oft im Hause meiner Großeltern die deutsche Suppe geschmeckt hätte; ich wäre wahrscheinlich heute im Stande regelmäßigere Studien über die Pariser Küche anzustellen."

„Daß man doch mit keinem Deutschen in Paris vierzehn Tage zusammen sein kann, ohne daß er von der alten Geschichte wieder anfängt," sagte der Künstler und drehte mit der Rechten die frappirte Champagnerflasche in der Mischung aus Salz und kleingeschlagenem Eise und mit der Linken seinen Knebelbart.

„Diese Geschichte ist nicht so alt für uns, als Sie glauben mögen."

„Aber Freund! unter den gegenwärtigen Umständen?

wie können Sie bei der bestehenden Allianz zwischen Frankreich und England, bei der handgreiflichsten Widerlegung der ältesten Vorurtheile dieser beiden Nationen, noch auf Deutschlands antifranzösische Gesinnungen deuten. Sie haben doch gewiß Heine und Börne genauer als ich gelesen?“

Ehe ich meinem Manne antwortete, ließ ich ihn zunächst sich des aufgetragenen Hummers bemächtigen, etwas Essig und Oel in eine Schaale gießen, und Beide durcheinander rühren. „Da haben Sie die französisch-englische Allianz,“ sagte ich, auf die Mischung deutend, „so lange Sie, als allegorischer Genius des gegenwärtigen Krieges, sie rühren, wird sie vorhalten; lassen Sie Ihre Hände ruhen, und Sie werden die schnellste Auseinandersetzung erleben.“ Er lachte und sagte: „für die Macht Frankreichs und für das, was verzehrt werden soll, reicht es vollkommen aus, wenn Essig und Oel sich nur so lange vertragen, bis die Schüssel leer ist.“ „Erlauben Sie mir auch hinzuzufügen,“ fuhr ich fort, „daß Sie als Gewährsmänner gegen das franzosenfeindliche Deutschthum nicht allein zwei Männer angeführt haben, die sich so wenig als Essig und Oel mit einander vertrugen, sondern deren Ansichten auch durch die Ereignisse der letzten Jahre vollständig widerlegt worden sind.“ Der Maler verstand meine Worte nur zu gut und blickte sich scheu um, als fürchtete er, wir würden belauscht. „Fürchten Sie keine Spione,“ sagte ich mit wehmüthiger

Ironie, „Ihre Regierung reckt ihr Dionysusohr nicht dahin aus, wo man Seezunge mit normännischer Sauce, und Kapaune mit Trüffeln speist — auch versteht hier keiner ein Wort Deutsch. Die Gesellschaft hinter uns mag höchstens aus Engländern bestehen, denn nur ein Inselwesen, wie das wunderschöne junge Mädchen links von Ihnen, kann einer solchen Masse römischen Salates auf ein Mal mit der Nachhülfe einer Brotkruste den Weg zwischen den Zähnen hindurch bahnen, und die vier jungen Leute, rechts von unserem Tische, sind die reine Crême des Jokeyclubs, wie Sie an ihrem beneidenswerthen Rostbeaf erkennen werden — imitirte Lords."

„Sie haben Recht," sagte der Maler, „aber man kann hier seiner Sache niemals ganz gewiß sein."

„Ist es so weit mit Ihrer großen Nation gekommen, der Börne die feurigsten Lobreden gehalten, die er für unfähig erklärt hat, daß je ihr Stolz: Conversation und Presse, vollständig gebrochen würden. Wenn der alte Louis Philipp diesen Tag erlebt hätte, selbst er wäre aufgebraust, wie dieser röthlich schimmernde Moet und in die Worte ausgebrochen: es war wirklich ein Unsinn, daß ich damals von dem Concordienplatze in einem Fiaker so rasch abfuhr; ich hätte die Sache und die Franzosen dreister angreifen sollen."

„Es ist wahr," flüsterte der Maler, „kein vernünftiger Mensch hat begreifen können, warum er abfuhr."

„Er mag zu viel in Heine's Broschüren oder in

Börne's Briefen, und zu wenig im Memorial von St. Helena gelesen haben. Der todte Kaiser hatte keine so vortheilhafte Meinung von den Franzosen, als die beiden deutschen Schriftsteller, die den Parisern zu Liebe, ihren eigenen Landsleuten in das Gesicht geschlagen haben."

„Das sollen Sie mir beweisen!" rief der Maler, der sich in seinem geheimsten Bewußtsein getroffen fühlen mochte, „nennen Sie mir die Stelle!"

„Ich kann Ihnen leider weder die Seite, noch die Worte genau citiren, aber Sie dürfen sich auf mein Gedächtniß verlassen, Napoleon sagte: wenn ich als Deutscher geboren worden wäre, ich würde dieses Volk einig gemacht haben."

„Das beweist noch nichts —" fiel er mir in die Rede.

„Durchaus nicht, nur hören Sie weiter, er setzte hinzu: wenn sie mich zu ihrem Fürsten erwählt hätten — sie würden mich nie verlassen haben, und ich befände mich nicht hier auf St. Helena."

„Hat er das wirklich gesagt?" fragte der Maler sehr kleinlaut.

„Er hat es gesagt, und es ist die größte geschichtliche Genugthuung, welche der Nation zu Theil geworden ist. In und nach den hundert Tagen mag er endlich eingesehen haben, daß in diesen Landwehren, die er „zerlumpte Canaillen" zu nennen gewohnt war, ein Geist

flammte, zu dem sich kein Brennstoff in dem französischen Volke auffinden ließe."

„Glauben Sie denn, daß dieser Geist noch einmal in der Nation erwachen könnte, daß überhaupt noch, jene allmählich aussterbenden Veteranen ausgenommen, von denen ich gestern einen, bedeckt mit der preußischen Militairmütze, das eiserne Kreuz auf der Brust, im Garten des Palais Royal sitzen und seine mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife rauchen sah, viele solcher antifranzösischen Fanatiker existiren?"

„Lieber Freund," antwortete ich, „es kommt weder darauf etwas an, noch auf die schweren Enttäuschungen, welche die Deutschen nach jenen großen Völkerkämpfen erfahren haben, wohin Sie zu zielen scheinen; die Hauptsache ist, daß die deutsche Nation seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sich endlich ihres Gegensatzes zu den Franzosen gründlich bewußt geworden ist, wozu ihr gegenwärtiges Gouvernement wesentlich beigetragen hat."

Bei diesen Worten sah sich der Maler wieder scheu um und verlangte geräuschvoll von dem Kellner ein gebratenes Huhn und eine zweite Flasche. „Wie soll ich das verstehen?" sagte er leise, unsere Regierung ist doch theoretischen Auseinandersetzungen im Allgemeinen sehr abhold."

„Wenn Zeitungen schweigen, werden Thatsachen reden. Selbst die begeistertsten Anhänger des Franzosen-

thums sind durch sie von dem Glauben an den politischen Messiasberuf von Frankreich bekehrt."

„Ich sollte eher meinen, die Thatsache der Rettung unserer europäischen Gesellschaft müßte sie darin bestärkt haben?" bemerkte der Maler mit dem Stolze eines Parisers.

„Es kommt darauf an, was Sie und alle diejenigen, welche jene genannte Rettung so ungemein gepriesen haben, darunter verstehen. Wenn Sie die Prolongation aller alten Gebrechen meinen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, aber Sie werden mir doch zugeben, daß ein mit entschlossener Hand auf einen Krebsschaden gelegtes Heftpflaster noch keine Heilung oder Rettung genannt werden kann?"

„Was wollen die Deutschen von uns?" sagte mein Tischgenosse mit einigem Unwillen, „war Frankreich je mächtiger, je in sich geschlossener? sehen Sie die Wunderwerke der Verschönerung von Paris an, betrachten Sie den Volkswohlstand, die Millionen, die er der Regierung bereitwillig zur Verfügung stellt!" Er sprach es und stieß seine Gabel so heftig in die goldbraune Brust des Huhnes, als hätte er einen böswilligen Deutschen vor sich.

„Ganz dieselbe Frage könnte mir ein Russe vorlegen," antwortete ich.

„Sie selber sind ein heimlicher Russe!" rief der Maler und schenkte versöhnend ein frisches Glas ein.

„Auch diesen Vorwurf kann ich Ihnen mit denselben Worten zurückgeben, aber trinken wir auf die Wohlfahrt jenes Rußland, das an dem linken Ufer des Rheines liegt, wenn Sie mir versprechen, daß Deutschland so wenig mit diesem, wie mit dem am linken Ufer des Niemen ein Bündniß einzugehen braucht. Seit wir Deutschen begriffen haben, daß wir auf eigenen Beinen stehen können, kommt es uns auf einen Toast mehr oder weniger nicht an, und damit wir die russische Hauptstadt an der Seine ihrem Vorbilde ähnlicher machen, so lassen Sie uns Gefrornes bringen.“

„Sie führen nichts als confiscirte Reden im Munde. Sie sind ein Candidat von Mazas und Cayenne.“

„Den man doch vorher erst in das Französische übersetzen müßte, wozu Sie sich nicht hergeben werden.“

„Nein,“ sagte mein Künstler mit angenehmem Lächeln, „die nächste Siegesdepesche aus der Krim wird Ihren gottlosen Mund stopfen.“ Kaum hatte er diese Worte beendet, als das Geräusch auf dem Boulevart stärker wurde und eine gedrängte schwarze Menschenmasse sich langsam vor den Fenstern des Speisesaales vorüberschob, langsam verfolgt von einigen Polizeisergeanten.

„Ha, die Börse,“ rief der Maler und schaute dem Haufen mit brennenden Augen nach.

„Sie sagen: die Börse, und ich sage: Frankreich. Glauben Sie mir, der Schotte Law hat seinen Meister gefunden, die Geschicke Frankreichs werden sich nicht in

Kabinetten oder auf Schlachtfeldern entscheiden, sondern in dem griechischen Tempel, der auf dem Merkursfelde liegt. Bestände noch die Orakelwirthschaft zu Delphi, die Pythia könnte auf die bescheidene Anfrage: wann werden sich die Geschicke Frankreichs erfüllen? die mysteriöse Antwort ertheilen: wann der Adler sich in einen Raben verwandelt."

Lange noch hätte ich in ähnlichen Sarkasmen fortfahren können, wenn es der Mühe werth gewesen wäre. Mein Maler hörte nicht auf meine Worte, sondern sah den Vertretern des jungen Börsenfrankreich nach, die augenscheinlich in großer Erregung wieder umgekehrt waren und abermals vor den Fenstern erschienen, da die Pariser Polizei für ihre Gesundheit so besorgt ist, daß sie nicht drei Secunden lang auf den Boulevarts stehen bleiben dürfen, um sich nicht zu erkälten. Der Künstler schien Jemand zu erwarten, aber der Anstand erlaubte ihm nicht, aufzustehen; er saß wie auf glühenden Kohlen. Mich jammerte des Armen, denn es war klar, daß er die Politik seines zweiten Vaterlandes auch an der Börse zu der Seinigen gemacht hatte; da schlich sachte ein schwärzliches Subjekt über die drei Stufen vor der großen offenen Glasthür des Saales und sah sich falkenartig um. Der Maler gab ihm einen kaum bemerkbaren telegraphischen Wink. Wie ein Ohrwurm glitt der Schwärzliche hinter seinen Stuhl und schob ihm einen Zettel in die Hand; der Maler las, kritzelte mit der

Bleifeder einige Hieroglyphen darunter und steckte dem Götterboten den Zettel wieder in die Hand, worauf dieser eilig verschwand.

„Sie müssen mir erlauben, heute die Rechnung allein zu bezahlen, nach Abzug der Spesen habe ich eben 800 Franken gewonnen,“ sagte der Doppelschüler Raphaels und des Gottes Plutus, „Sie müssen doch auch einmal von der verlästerten Börse Vortheil gezogen haben.“

Der Kellner brachte die Rechnung, sie betrug einige fünfzig Franken.

„Ich will Ihnen nur wünschen,“ sagte ich, den Stuhl zurückschiebend und aufathmend, denn das Diner war vortrefflich gewesen, „daß der Zeitpunkt noch recht fern bleiben möge, wann Sie in einem anderen Sinne die Pariser Zeche zu bezahlen haben werden.“

Ein italiänisches Trauerspiel.

In dem Saale des italiänischen Theaters am Platz Ventadour gab die Gesellschaft der Hofschauspieler aus Turin eine Reihe von Gastvorstellungen, welche die Pariser elegante Welt und ihre Dolmetscher, die dortigen Feuilletonisten unausgesetzt in Athem erhalten. In diese unermeßliche, aber durch die tiefe Röthe der Sammetsessel etwas verdüsterte Kunsthalle mit ihren sechs Logenreihen übereinander, darf sich die Gewöhnlichkeit nicht wagen. Die Erinnerungen an die Triumphe Rossini's und Bellini's, an Rubini, Lablache, Tamburini, an die Malibran, die Grisi u. A. wehen um dieses Proscenium. Mit unterdrücktem Seufzen steckt der deutsche Kunstfreund seinen Napoleonsd'or durch das mit starkem Eisendrath vergitterte mondförmige Loch, welches alle Pariser Theaterkassen vor kühnen Griffen weislich sicherstellt, und erhält dafür ein Billet und wenige klimpernde kleine Frankenstücke zurück, doch selbst die elegante Prostitution, der nichts zu theuer ist, befreundet sich nicht mit den Preisen des italiänischen Theaters, und die Aristokratie be-

hauptet wenigstens hier den ersten Logenrang für sich allein. In diesen Saal verlegen die Romanschreiber, deren fettglänzende Uebersetzungen die deutschen Leihbibliothekare ernähren, die galanten Intriguen der vornehmen Gesellschaft aus der Chaussee d'Antin, und Alexander Dumas wetzt seine Feder an keinem Elegant von Adel, ohne von der für die Saison gemietheten Loge bei den Italiänern zu sprechen. Doch dort tritt der Schöpfer des Grafen von Monte Christo eben selber ein und versucht seine umfangreiche Person in den zu schmalen Fauteuil des ersten Ranges zu pressen. Zwar ist das Mulattenartige in seiner Physiognomie von den Karrikaturisten unbillig übertrieben worden, und die einst schwarze verwilderte Matratze seines ungeheuern Haarbusches schimmert jetzt in sanftem Perlgrau, aber es steckt in dem Manne noch immer ein vollendeter Dulcamara. In das theatralische Costüm und auf die Bühne versetzt, würde er in dieser Rolle wahrscheinlich weniger ironisch, aber desto aufrichtiger von der stolzen Nachbarschaft belacht werden, die bei seinem Erscheinen in allgemeine Heiterkeit ausbricht. Verlieren wir uns jedoch nicht in Zufälligkeiten; wir haben uns in den Saal Ventadour begeben, um Alfieri's Trauerspiel Mirra (Myrrha) zu sehen.

Die Pariser Presse rühmt der Turiner Gesellschaft nach, daß sie, im Grunde schlecht, zwei ausgezeichnete Mitglieder zähle, Signora Ristori und Signor Rossi; aber da diese Presse nur lobt, wenn sie bezahlt wird,

und sie lobt immer, so können wir vielleicht annehmen, daß die übrige italiänische Gesellschaft zu sparsam gewesen sei, um ihren beiden Koryphäen ebenbürtig erklärt zu werden. Als jedoch der Vorhang in die Höhe rollt und ein gräulich schmutziger Palast des Königs Cinyras von Cypern nicht allein unser, an theatralische Sauberkeit gewöhntes deutsches Auge, sondern noch weit ärger unsere empfindliche Nase durch einen Geruch beleidigt, den man keinem Watercloset, geschweige denn einem Apollotempel verzeiht, als die fette Königin Mutter, die hexenartige Amme, der Barbiergehülfe von einem verliebten Prinzen erscheinen, da bitten wir die Feuilletonisten von Paris im Herzensgrunde um Verzeihung. Wenn diese Gesellschaft auch nicht den üblen Geruch verschuldet, den der Saal Ventadour mit der komischen Oper gemein hat, und der eine Allianz mit den Herren Violet und Guerlain, den exclusiven Parfümeurs, nöthig macht, so ist sie doch erbärmlich genug, um sogar die Geduld eines weniger heißblütigen und anspruchsvollen Publikums auf die Probe zu stellen. Nichtsdestoweniger nimmt der bis an die Decke gefüllte Saal alle theatralischen Ungehörigkeiten mit Engelsgeduld hin, sogar als die Gardine zu frühe aufgezogen wird, und ein Schwarm ihren Marsch probirender Venuspriester, in ihrem ernsten Berufe gestört, auseinanderstäubt, macht sich höchstens ein wohlwollendes Lächeln bemerkbar, wie wir es nur für die liebenswürdigen Unarten ganz kleiner Kinder übrig ha-

ben. So große Nachsicht bei demantglänzenden, blumenbekränzten Damen, dekorirten alten Herren und imposant blickenden kennerischen Stutzern muß eine wichtige Ursache haben und wir lernen sie beim Eintritt der Signora Ristori sofort kennen.

Eine hohe schlanke, fast bis zur Formendürftigkeit knappe, aber dennoch reizende Gestalt mit feinen Händen und Füßen, eine Gesichtsbildung von antikem Schnitt, leicht umschattet von reichem hellbraunen Haarwuchs, der sich gefällig in einen griechischen Knoten fügt, bezeichnen die Künstlerin auf den ersten Blick als ein von der Natur zu den feinsten Aufgaben des Lebens bestimmtes Wesen. Ihre blauen Augen, die in den Momenten des äußersten Schmerzes wie ausgeweint und todesgebrochen erscheinen, erzählen eine lange und traurige Geschichte von bekämpften Leidenschaften, Schicksalsschlägen und ungelösten Räthseln. So tritt sie dem Könige Cinyras, ihrem Vater entgegen, den Signor Rossi darstellt, ein kräftiger Mann mit jenem schwermüthigen sinnenden Ausdruck, den wir in Italien so häufig antreffen. Gleich bei dem ersten Anschlagen der Rede werden wir für die Schauspielerin und ihren Begleiter gewonnen. Jede Sylbe fällt melodisch von ihren Lippen, wie eine silberne Kugel in eine metallene Schaale; die kalten, gedankenlosen und hohl deklamatorischen Verse Alfieri's klingen wehmüthig musikalisch, wie der Gesang des Gondoliers im Othello oder die Casta diva der Norma. Gleich der

Laute der Muttersprache verständlich und lieb, fesseln uns Rede und Gegenrede, ja der scheußliche Inhalt des Trauerspieles, die unnatürliche Liebe einer Tochter zu ihrem leiblichen Vater, ein Stoff, dessen epische Behandlung nur einem antiken Dichter, der ihn wie Ovid mit einer phantastischen Metamorphose umkränzte, zu verzeihen war, dramatisch gefaßt, zumal in einer christlich geläuterten Zeit, aber nur Ekel erregen kann, scheint uns minder verwerflich. So zieht sich das Drama bis zum Schlusse des vierten Aktes ohne eine innere Entwickelung hin. Die unglückliche, durch das erbarmungslose Fatum festgestellte Leidenschaft Myrrha's kennt keine Motive, und welcher Dichter, besäße er selbst die Schöpferkraft Shakespeare's, würde es wagen, die Nachtseite des Buches der Ethik, nach den krankhaften Wurzeln dieser schändlichen Liebe suchend, zu durchblättern? Alfieri zerlegt den widerlich dissonirenden Akkord nur in mannigfaltige Arpeggien und entläßt als schwacher Tragiker sogar am Schluß seinen Zuschauer ohne einen versöhnenden Dreiklang. Den Schauspielern war es vorbehalten, nicht etwa diesen Dichter oder seine unselige Arbeit zu verbessern, nein, ein vollkommen neues Naturschauspiel aus seinen verkrusteten Versen hervorgehen zu lassen.

Im fünften Akte, gedrängt von ihrem Innern und der Unvermeidlichkeit äußerer Situationen, sieht sich Myrrha endlich genöthigt, ihrem Vater ein Bekenntniß abzulegen. Der Poet des vorigen Jahrhunderts konnte nicht, wie

Ovid, sich naiv hinter die Autorität der Sage flüchten und hinterlistig wie diese, das Verbrechen wirklich begehen lassen. Alfieri begnügt sich also mit dem Geständniß und — dem halb zufälligen reuelosen Selbstmorde der Sünderin. Zum Heile für den großen Kunstgenuß stellen wir diese Betrachtung erst später an, die Ristori und Rossi lassen uns keine Zeit dazu. Es kann nichts die Seele mehr Aengstigendes auf den Brettern gedacht werden, als die schauerliche Art, wie dieses geniale Wesen, die entsetzliche Thatsache mit der Rede zu umgehen, und das Gemüth des Vaters mit dem Zauber der Klänge Italiens einzulullen versuchte. Die offenbaren Seelenleiden, die man, wie bei der Section eines lebenden Wesens den Pulsschlag der Adern, mit qualvoller Offenheit dargelegt sah, stimmten zum tiefsten Mitleiden. Die Rede wand sich, gleichsam winselnd, auf den Knieen hinkriechend, zur Katastrophe hin, und Rossi, als ein trefflicher Künstler, kam durch ein vollendetes Gegenspiel seiner Gefährtin auf halbem Wege entgegen. Nie im Verlaufe des Abends hatte er weicher, liebender, väterlich ermuthigender, zu dem einzigen Kinde gesprochen, dessen Leiden er nicht versteht und aus dem Zorne eines unbekannten Gottes erklärt. Endlich zuckt ein heller Strahl der verderblichen Wahrheit durch sein Gehirn, — das Wort „impia!“ wie Rossi es jetzt der Tochter, von einer Gebehrde der namenlosesten Verzweiflung über eine nun erklärte, vollständig aufgerollte Vergangenheit be-

gleitet, entgegenschleudert, muß Jedem unvergeßlich bleiben. Nur die italiänische Sprache, nur eine italiänische gesangvolle Brust mag solchen Lautes fähig sein. Der Schrei des Edgardo in der Lucia, wie ihn Moriani schuf und zum ersten Mal ausstieß, verschwindet gegen dieses markerschütternde „impia“; es fuhr wie ein felsspaltender Blitz über den ganzen Nachthimmel der Situation und brachte für einige Augenblicke alles erschrockene Leben zum Stillstande. Was weiter? Er stürzt auf Myrrha los, sie entreißt ihm sein Schwert und durchbohrt ihre Brust, — sterbend sich am Boden mit einer Hand weiter helfend, sucht sie das Gewand des Vaters zu erreichen, ein wundersam rührender Kampf von Abscheu und Liebe auf dem Gesichte des Königs läßt uns eine menschliche, religiös versöhnliche Lösung hoffen, da tritt die Mutter ein und dieser schmachvolle Dichter legt selbst jetzt noch der sterbenden Tochter die Worte in den Mund: ah madre felice del padre! . . . lassen wir den Vorhang fallen, vertilgen wir gewaltsam aus unserem Gehör den brünstigen Ton, in dem die Ristori diese Worte ächzte, ... räumen wir erschüttert, zerrissen, tief beleidigt, und doch voller Bewunderung über diesen Verein von Kunst und Naturgewalt das Feld, und entfliehen wir dem wilden Rasen, mit dem das entzückte vornehme, über die Virtuosität jubelnde Paris, die Künstler durch fünfmaligen Hervorruf zu belohnen suchte.

Die öffentlichen Schreiber.

Zu den Lieblingsgegenständen der Genremaler in Italien gehören die pittoresken Gestalten der öffentlichen Schreiber, wie sie an einem gebrechlichen Tischchen mitten auf der Straße sitzen und auf die vertraulichen Mittheilungen schöner Frauen lauschen, denen sie für wenige Kupferstücke ihren blühenden Styl und ihre gewandte Feder leihen sollen. Der öffentliche Schreiber von Paris gewährt weder dem Pinsel noch dem Kiel einen gleich dankbaren Vorwurf, und seine Existenz erfüllt zugleich mit Gefühlen von Unwillen und Schaam, da sie das Armuthszeugniß der Volksbildung vorstellt und einem schwarzen Siegel unter den Documenten des öffentlichen Unterrichtes gleicht. Wenn es überall in Italien für keine Schande angesehen wird, in die edlen Künste des Lesens und Schreibens nicht eingeweiht zu sein, wenn die Behörden es vielleicht gar für ein in der Regierungs-kunst des Macchiavelli nicht vorgesehenes Mittel halten, der Nationen leichter Herr zu werden, sobald man sie außer Stande setzt, die Kanäle des Wissens und Erken-

nens zu befahren; so scheint etwas in der Meinung des Volkes zu Paris die Schreiber zu veranlassen, ihre Werkstätten mehr im Verborgenen, als vor aller Augen aufzuschlagen. Die Unwissenheit ist noch im Stande zu erröthen, und ihr rettender Engel zieht entweder einen dichten Vorhang vor sein Fenster, oder er etablirt sich an einer Stelle, wo ihn nur die Hülfsbedürftigen suchen und finden können. Wer auf die Schreiberjagd ausgeht, wird in der Nähe des Justizpalastes und der Polizeipräfectur die ältesten und charakteristischen Exemplare treffen. Die ewige Krankheit, mit welcher die griechische Mythologie, wie die Bibel mit dem Sündenfall, auch den Apfel verbindet, die Streitsucht, nährt die öffentlichen Schreiber und wird sie nie aussterben lassen, selbst wenn die Schule der Zukunft ihre Pflicht besser als die der Gegenwart erfüllen sollte.

In dem eigenthümlichen und malerischen Häuserviertel, welches die beiden genannten Gebäude, wie zwei mächtige Herren einen Haufen schäbiger Clienten um sich versammelt haben, giebt es eine Menge Löcher von kleinen Parterre's, Buden, Mauerspalten in dunklen Höfen und Kellergeschossen. In diesen haben sich die öffentlichen Schreiber, wie die Mäuse und Ratten in der Nähe der Kornspeicher eingenistet. Sie bedürfen zu ihrem Gewerbe nicht, wie ihre glücklicheren Nebenbuhler von der Feder, des Tageslichtes; im Gegentheil, sie sind mit reflectirtem Licht, das von irgend einer grauen Wand in

ihre Zellen fällt, zufrieden, denn auch das, was sie nährt, ist nicht das Licht des Geistes, sondern der Schatten der Gesellschaft.

Um in die Geheimnisse dieser originellen Brüderschaft zu dringen, müßte man sich auf der Stufe jenes Bedürfnisses befinden, das sie geschaffen hat, allein selbst dem entfernter Beobachtenden entgeht nicht, daß die Rangverhältnisse, welche die ganze Welt zerklüften, auch die Einheit der Schreiberzunft unterbrechen. So gut wie die Reiche der Erde, hat sie ihre Aristokratie, ihre Mittelklasse und ihr Proletariat, nur ist die Wahrnehmung erfreulich, daß nicht das grausame Recht der Geburt, sondern die weiseren Verfügungen der erlernten Fertigkeiten und ausgebildeten Fähigkeiten über das Schicksal des Schreibers entscheiden. Freilich muß man sie alle zu den Unglücklichen rechnen, die in der Brandung des großstädtischen Lebens Schiffbruch gelitten haben; aber an die öde Küste geworfen, kam es auf das an, was sie von geistigen Gütern geborgen hatten, ob sie in dem erwählten Beruf eine höhere oder tiefere Stelle einnehmen sollten.

Der Vornehmste der öffentlichen Schreiber ist der gelehrte Kenner fremder Sprachen, der wunderbare Franzose, der als ein Phönix unter seinen Landsleuten, außer seiner Muttersprache noch ein Idiom zu sprechen und schreiben versteht. Wie ein Schwarzkünstler des Mittelalters ist er für alle Personen, die sich an ihn wenden,

ein Gegenstand halb des Grauens, halb der Ehrfurcht, und es ist ihm gestattet, sogar eine gewisse Herablassung gegen seine Kunden anzunehmen. Er allein von der ganzen Zunft besitzt so viel stolzes Selbstgefühl, um in einem eleganteren Stadtviertel, mitten im Verkehr des Reichthums, sein Atelier öffentlich aufzurichten, und durch einen schriftlichen Anschlag die Vorübergehenden einzuladen, sich ihm anzuvertrauen. Zuweilen ist er sogar ein Bastard von einem Literaten, ein Kuppler zwischen zwei Schriftwerken verschiedener Nationen und er hält sich in diesem Falle arme Jünglinge, welche für Tagelohn die ihm übergebenen Werke der Schriftsteller in die fremde Sprache übertragen. Sein gefälliges Aeußere verräth den gewandten Geschäftsmann, er giebt in einem besonderen Kabinet geheime Audienzen, trägt eine weiße steife Cravatte und grollt mit dem Schicksal, das ihn einst insolvent werden ließ, und aus einem mit zwei Welttheilen getriebenen Handelsverkehr, in eine Passage in die Schreiberstube warf. Auf die Revolutionen der Zukunft sind seine geheimen Hoffnungen gerichtet, aber eben darum ist er mit der Offenbarung seiner politischen Ansichten in der Gegenwart ungemein vorsichtig. Die siegreiche Partei wird sich schmeicheln können, ihn auf ihrer Seite zu erblicken.

Den Mittelstand bilden die zahlreichen Schreiber, welche von der Anfertigung gerichtlicher Eingaben, Bittgesuche und Repliken leben, und sich selber als einen

höchst wichtigen Bestandtheil der ehrenwerthen Rechtswissenschaft schätzen. Sie halten untereinander zusammen, wie die Schakale, und verzehren einträchtig den Rest der Beute, den ihnen der Löwe „Gesetz" übrig gelassen hat. Der eigenen Winkelpraxis können sie sich so wenig entziehen, als die Apotheker des Kurirens, die Barbiere des unbefugten Aderlassens und die Schäfer des Prophezeiens; jeder Stand hat seine besondere Krankheit, von der ihn keine gewaltsamen Regierungsverbote befreien. Sie wechseln ihre Röcke, wenn sie in ihr Geschäftslokal treten, oder tragen Schreibärmel, kurz sie unterscheiden sich in nichts von den deutschen Winkelconsulenten, als in gefälligeren Manieren, mit denen sie den Leuten das Fell über die Ohren ziehen.

Bei weitem am interessantesten ist das Proletariat der Schreiberzunft, zu dem schon ältere Mitglieder der gerichtlichen Federfuchser den Uebergang bilden. In einem solchen Falle des sinkenden Verdienstes pflegen sie sich zusammenzuthun, ein kleines Lokal zu miethen und den Verdienst zu theilen. Man sieht sie dann hinter einer großen Glasthür, die zugleich das Fenster der Schreibestube vorstellt, mit den Hüten auf dem Kopfe sitzen, Federn schneiden oder rostige Stahlfedern in Schrot putzen, Tabak schnupfen und in geborgten Zeitungen lesen. Auf die vorübergehenden Mägde, Soldaten, Arbeiter und Landleute werfen sie sorgenvolle Blicke, und aus ihren abgetragenen Röcken sieht man, daß sie zwischen

einer Garderobe für Geschäft und Welt keine Wahl haben.

Die unterste Rangklasse lebt in kleinen einzelnen Buden und besitzt außer ihnen nichts, als eine Schlafstelle. Eine traurige Ahnung scheint sie zu veranlassen, sich in der Umgegend der Morgue anzusiedeln und man hat die beste Gelegenheit auf dem Platze vor der Kathedrale von Notre Dame, ihre Lebensweise zu betrachten. Die von ihnen bewohnten Buden lassen durch ein halbblindes, mit verschimmelten Pappentafeln gegen neugierige Blicke geschütztes Fenster, ein wenig Tagesschimmer auf den kleinen Tisch fallen, dessen Ausstaffirung in einem gläsernen Tintenfaß, einer Lage Papier und einigen Federn besteht. Bei weitem der größere Raum dieses kümmerlichen Behälters wird von den zum Lebensunterhalt nothwendigen Geräthschaften eingenommen, denn der arme öffentliche Schreiber entfernt sich nur mit Einbruch der Nacht und muß der Unbill aller Jahreszeiten in seinem Gehäuse Trotz bieten. Ein kleiner eiserner Ofen, dessen Dämpfe ein dickes eisernes Rohr zu dem niedrigen Dache hinausführt, dient nicht allein als Wärmeapparat, sondern auch als Surrogat einer Küche. Neben ihm liegt ein Kohlenbündel, das von etwa dreißig daumendicken Stäbchen gebildet wird. Mit diesem entzündet er ein winziges Feuerchen, auf dem er Morgens seinen schlechten Kaffee, Mittags das Gemüse wärmt, welches er fertig gekocht in der Nachbarschaft kauft. Sein Frühstück ist kalt, wie

die Bude in der schlechten Jahreszeit, und versteigt sich nicht über ordinären Käse und Brod. An den unglücklichsten Geschäftstagen liefert der Mittagstisch sogar nichts weiter, als einen gesalzenen Hering, und der verfängliche Geruch, den dieser Meerbewohner zu hinterlassen pflegt, verräth zugleich, daß des armen Schreibers Geschäft die meisten Tage im Jahre mit solchem unfreiwilligen Fasten belegt. Wenn er zu thun hat, so fliegt seine Feder in Eile über das Papier, oder bewegt sich, je nach der gemachten Bestellung, in langsamen Schnörkeln darüber hin; dann ist die niedrige Thür der Bude geschlossen und der emsige Arbeiter läßt sich durch das zudringliche Auge, das ihn durch sein Fenster belauscht, keine Secunde lang stören. Hat er Muße, so sitzt er mit gleichgültigem, aschgrauem Gesicht in der offenen Thür und starrt abgestumpft, aus seiner Existenz, die mit dem lebhaften Nationalcharakter in so starkem Widerspruch steht, in das Treiben um ihn her hinaus. Von den Briefen, die er für Unkundige schreiben muß, bringen ihm die wenigsten etwas sonderliches ein, aber es giebt eine Sorte der Correspondenz, welche zu den Glücksfällen der öffentlichen Schreiber gehört: die anonyme. Mit ihren maschinenartig geregelten charakterlosen Schriftzügen malen sie, uneingeweiht in die gehässigen Beweggründe, unbekümmert um die möglichen Folgen, und deshalb sicher vor den Strafen des Gesetzes, die Worte

nach, welche ihnen schlechte Leidenschaften aller Art in die Feder dictiren.

Wie die Kugel aus dem Laufe, so fliegt der Buchstabe von ihrem Kiel dahin, ohne Empfindung, ohne Wissen, ob er Tod bringen, ob er matt zu Boden fallen werde. Die anonyme Correspondenz wird den öffentlichen Schreibern am besten bezahlt, nur will es die Eigenthümlichkeit derselben, daß sie allein in politisch aufgeregten Zeiten, in Epochen des Spionir- und Denuncirwesens blüht, im Frieden der Gesellschaft dagegen höchstens auf dem Mistbeete der verbotenen Liebesintrigue und ihrer Verräther wuchert.

Nachdem der öffentliche Schreiber in einem trüben Herbstmonat acht Tage lang hintereinander vergebens auf Beschäftigung gewartet hat, schließt er mit einem Seufzer seine Bude und geht von dannen. An diesem Abende wartet die alte Wirthin, in deren Quartier er seine verborgene Schlafstätte hat, vergeblich auf ihn; ebenso sehr wundern sich am Morgen die Nachbarn, daß die Bude verschlossen bleibt.

Am Abend liest man in den Journalen unter den vermischten Nachrichten, daß man in der Nähe des Quai's am Invalidenhause einen höchst dürftig bekleideten, schlecht ernährten Leichnam aus der Seine aufgefischt habe.

Der Faiseur und die Lorette.

Die Bühne der Franzosen ist so enge mit den Bewegungen der Gesellschaft verwachsen, daß man mit ebensoviel Recht, das Leben der Pariser ein Schauspiel, wie ihr Schauspiel, das Leben der Pariser nennen kann. Wenn in Deutschland zwischen der Wirklichkeit und den Spiegelbildern auf den Brettern immer der Unterschied auffällt, der uns bei dem Anblick der von Vergrößerungs- oder Verkleinerungsgläsern zurückgeworfenen Originale so unangenehm berührt, begegnen uns in Paris auf den Brettern dieselben Menschen, deren Sitten und Gespräche uns in den Salons in Verwunderung gesetzt haben, und der Künstler darf sich keiner größeren Anstrengung unterziehen, als seine Individualität in die verschiedenen Situationen zu versetzen, welche ihm der Dichter in dem jedesmaligen Stücke unterbreitet. Jener Zwang, der von dem Mimen eine größere Gabe der Metamorphosirung verlangt, als sie selbst der phantasiereiche Ovid seinen Helden und Heldinnen beilegt, würde von den Freunden des bürgerlichen ernsten oder komischen Sittengemäl-

des in Paris für eine unleidliche deutsche Pedanterie gehalten werden. Der schaffende Schriftsteller bequemt sich vielmehr den Persönlichkeiten seiner Darsteller und beugt seine Erfindungen nach den anmuthigen oder charakteristischen Naturgaben, wie sie sich ihm an irgend einem Theater vereinigt darbieten, aber diese anscheinend harte Beschränkung verliert ihre drohende Bedeutung für das Talent, wenn ihm wie zu Paris eine größere Anzahl tüchtiger Bühnen zu Gebote steht, für deren Repertoir und Personal es seine Besonderheit ausbilden kann. Da nun aber auch der menschliche Geist nie etwas aus Gestalten und Gedanken zusammensetzt, zu dem er nicht die einzelnen Atome nach und nach im Felde der Erfahrung angesammelt hätte, und die Pariser Bühnen zusammen betrachtet, in ihrem Schauspielerthum alle Typen besitzen, welche Frankreich in seinen Ständen erzeugt, so erhellt daraus, daß der dortige Dichter nicht wohl eine Ausgeburt zu Papier bringen kann, für welche sich nicht ein passender Akteur und eine geeignete Bühne finden ließe. Zum Schutze vor zu weiten Ausschreitungen dient ihm aber noch der angestammte realistische Sinn, der sich auf einem kleinen Gebiete zufrieden giebt, und seine hauptsächliche Freude nicht an absoluter Neuheit des Stoffes, sondern an einer geistreichen Zusammenstellung des Vorhandenen findet. In Bezug auf diese Thatsachen erblickt der Zuschauer im französischen Sittengemälde nur ein abgerundeteres literarisch geläutertes Bild der Gesell-

schaft, die er so eben außerhalb des Schauspielhauses in Handel und Wandel zu beobachten versucht hat, und er kann seine Anschauungen und Vorstellungen von der Wirklichkeit, mit großer Zuversicht vor den Pariser Lampen vervollständigen und Regionen kennen lernen, in die ihn weder seine persönlichen Neigungen, noch die sonstigen Verhältnisse eindringen lassen. Unter den Bühnen von Paris verdient das Theater Gymnase, der Liebling der gegenwärtigen Kaiserin, als eine photographische Anstalt für Abconterfeiung der Gesellschaft, das meiste Vertrauen, und wenn das Theatre français als ein exclusives officielles Institut, die Gegenwart und Wirklichkeit nur mit idealisirten Zügen eintreten läßt, wie sie z. B. der treffliche Octave Feuillet seinen köstlichen Genrebildern zu verleihen weiß, so erscheinen am Gymnase alle Frivolitäten der Tagesentwickelung in keiner verhüllteren Gestalt, als die Eleganz der Sprache und der Geschmack der Zuhörer nothdürftig erheischen.

Man wird sich des großen Unwillens erinnern, mit dem sowohl die Lokalpresse, als das Publikum über den genialen Balzac herfielen, als er in seinem „Mercadet, der Faiseur," das Familienleben und die Existenz einer Kategorie von Geldmenschen, die in Paris zahlreicher sind, als irgend sonst wo in der Welt, auf die Bühne brachte. Hinter dem ihm mit ungewohnter Heftigkeit gemachten Vorwurfe der Uebertreibung verbarg sich aber die Entrüstung über die Kühnheit des Dichters, der mit

starker Hand dem Haufen der Mercadets die Maske abgerissen hatte. Nachdem eine Reihe von Jahren über Dichter und Stück hingegangen ist, hat sich die Stimmung gegen beide verändert. Balzac ward als todter Mann für die feierliche öffentliche Lobrede reif befunden, und Mercadet, als literarisches Product betrachtet, weiter kein Meisterstück, hat das Brevet der Lebenswahrheit erhalten. Die Mercadets der Wirklichkeit sind durch Balzac Gegenstände der Beobachtung geworden, und man hat ihre überraschende Familienähnlichkeit mit dem Vorbilde und Stammvater anerkannt. Die Direction des Gymnase beanstandet nicht seine Aufführung, um den Gästen des Auslandes eine lehrreiche Aussicht in die Verfänglichkeit zahlreicher Pariser Lebensläufe zu gewähren, und die weißhaarigen Beschützer und Gönner des Theaters, die auf den vorderen Lehnstühlen des Orchesters seit vielen Jahren ihre Plätze behaupten, machen ihre weniger eingeweihten Nachbaren mit besonderer Vorliebe auf manche feine schwieriger bemerkbare Züge aufmerksam, und verbürgen sich für die Lebenstreue der Charaktere und Situationen, indem sie die Nothwendigkeit zugeben, bei ihrer täglich noch wachsenden Menge dergleichen Leute, wie Mercadet, in der guten Gesellschaft empfangen zu müssen, trotzdem man in ihre Ränke und Schliche vollständig eingeweiht sei.

Den Namen Mercadet für die ganze Pariser Species beibehaltend, wollen wir versuchen aus Leben und

Bühne ihre Physiognomie zusammen zu weben. Der Mercadet ist von Natur kein schlechter Geselle, aber seine Gemüthsanlagen sind von einer solchen Biegsamkeit, daß die Gesellschaft sie ohne erheblichen Widerstand in ihre barocken Formen zwängt. Er liebt Frau und Tochter, man könnte jedoch zuweilen den Verdacht hegen, er liebe das Geld noch mehr, wenn man die Härte sieht, mit der er sein Kind einem ungeliebten Manne opfern will, um durch ein talentvolles Finanzmanöver seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen wieder aufzuhelfen. Von Hause aus ohne Vermögen hat er in jüngeren Jahren die Reize eines splendiden Haushaltes und die Macht des Capitals zu gut kennen gelernt, um nicht im späteren Lebensalter sich selbst gern als den geehrten Mittelpunkt eines solchen Zustandes bewundern und feiern zu lassen. Diesem Ziele nachstrebend, war es ihm nur selten möglich, den Kopf immer oben zu behalten; seine ursprüngliche Armuth hat ihn frühzeitig mit Geldmachern von Profession zusammengeführt; der Spekulant mußte die traurige Erfahrung machen, daß der Wucherer auf ihm als Parasit leben wolle. Deshalb ist der Mercadet fortwährend gezwungen, nach zwei Seiten Front zu machen. Eitelkeit und Genußsucht reizen ihn zu einem prahlerischen Treiben, während die bittre Noth ihn zu armseligen Lügen und Ausflüchten hetzt. Jetzt arrangirt er glänzende Soupers und borgt das Silbergeschirr eines Bekannten, und fünf Minuten darauf weiß er einem Gläubiger, der mit Per-

sonalarrest droht, tausend Franken unter einem geschickt angebrachten Vorwande abzuborgen. Er besitzt ausgezeichnete Fähigkeiten, aber keine Achtung vor der Arbeit. Er faßt die menschliche und bürgerliche Existenz nicht als etwas auf, das mit Mühe errungen werden muß, sondern das im Spiel gewonnen werden kann. Sein ganzes Leben beruht auf dem unsinnigen Schluß, daß Geld und Gut, weil sie von ihm stets zu eitlen Lüsten verbraucht worden sind, auch keiner ernsthaften Anstrengung werth seien. Tief überzeugt von diesem Satze hegt er eine unglaubliche Verachtung gegen seine Gläubiger, die alle ihre Kräfte an eine gewissenlose Vermehrung des Geldes setzen, ohne als von Grund aus beschränkte Köpfe es zu irgend einer Sache zu verwenden. Sie dagegen, obwohl sie ihm in kritischen Momenten mit der gewöhnlichen Grobheit gemeiner Leute zusetzen, achten ihn als einen erfinderischen Geist, und blicken zu ihm, der immer auf das Große und Ganze losgeht, mit der Ehrfurcht empor, welche kleine Hunde gegen Doggen und Newfoundländer zu zeigen pflegen.

Herabgedrückt in gefährliche Händel, die um eines Messerrückens Breite an den entehrenden Strafen des Gesetzbuches hinstreifen, ist der Mercadet so glücklich, Zeit, und mit ihr Alles zu gewinnen. Wie er gewohnt war, stets hundert Angeln auszulegen, hundert Fäden des Geldgewinnes fortzuspinnen, alle Chancen der Börse auszubeuten, gelingt es ihm, einen Hauptstreich auszu-

führen, und damit das Fehlschlagen aller übrigen, kleineren Unternehmungen auszugleichen. Anfangs der Besitzer nur eines Frankenstückes, gebietet er schließlich über eine halbe Million und wird der Gläubiger des Hauptgauners. Vergessen wir jedoch nicht, daß wir in diesem ächt theatralischen Effect nur das Schicksal der kleineren Hälfte der Mercadets geschildert haben, das dem Dichter zu einem befriedigenden Ausgange nothwendig schien. Im Laufe der Welt pflegt sich das Blatt anders zu wenden und die Geschosse des Schicksals fliegen nicht, wie die der Geschütze in den Schlachten, zum größeren Theile unschädlich vorüber; das Verhältniß ist hier ein umgekehrtes. Die Flucht, das Schuldgefängniß, ja die Galeere, bilden weit häufiger den fünften Act der Mercadets, aber der Leichtsinn der Franzosen verhindert sie, sich durch dergleichen schwerfällige moralische Betrachtungen den Genuß eines Schauspieles zu verkümmern, in dem sie sich, wie gewisse wilde Völker, aufrichtig über den Triumpf der List freuen und der unterliegenden Theorie der redlichen Arbeit nicht weiter gedenken.

Ein ausgezeichneter Künstler, Geoffroy, zeichnete diese typische Figur mit wahrer Vollendung, und wenn auch das ganze Personal des Theaters in seinem unübertrefflichen Ensemble es ihm unendlich erschwerte, den Vorrang zu behaupten, so errang er ihn doch durch die sparsame und discrete Behandlung der Rolle; er gab den König der Mercadets, ihr Universalgenie, und vereinigte

alle Nichtswürdigkeiten, alle Schwächen, aber auch alle Grazie und verführerischen Künste der Species in einer Gestalt. Seine Conversation war so bezaubernd, daß man, falls die wirklichen Schwindler von Paris nur ein Zehntel dieser Gabe der Ueberredung besitzen, gern allen großartigen Betrügereien, allen seltsamen Unternehmungen und befremdenden Glückswechseln den unbedingtesten Glauben schenkt.

Unmittelbar neben die vielseitigste Ausbeutung des Geldes und der Geldwerthe, stellt sich in Paris die Speculation mit — der Liebe. Eine kleine Anzahl unsauberer Schriftsteller abgerechnet, ist dieses chronische Leiden der Gesellschaft in unserem Vaterlande nie der Gegenstand einer ernst gemeinten literarischen Behandlung geworden. Namentlich hat die utopische Richtung der deutschen Schaubühne das Gute, diesem flüssigen Schlamm einen starken Damm entgegenzusetzen. Wie die gesammte Politik der heutigen Franzosen durch und durch mit Silber und Gold verquickt ist, so bewegt sich ihre populäre Unterhaltung um den speculativen Theil des weiblichen Geschlechtes und ihre verschiedenen Erfolge im Leben. Es ist wirklich ungemein schwer, über diese Zustände in deutscher Mundart die nackte Wahrheit zu schreiben und nicht in Ausdrücke zu verfallen, welche von dem Complimentirbuch der guten Gesellschaft verpönt sind. Das Bedürfniß in Paris hingegen hat schon seit geraumer Zeit eine Terminologie geschaffen, die scheinbar nichts

Anstößiges enthält und den üblen Stoff, wie die Zuvorkommenheit der Apotheker Pillen aus Asafötida, gelatinirt. Gleich unser poetisches Wort „Liebe" widersetzt sich der mißbräuchlichen Anwendung auf Verhältnisse, welche unsere überrheinischen Nachbarn ohne Bedenken mit „amour" bezeichnen. Es wird uns daher nichts anderes übrig bleiben, als in die Schule des kleinen A. Dumas zu gehen und an seine „halbe Welt", die vorsichtigen Betrachtungen zu knüpfen, denen sich keiner ganz entziehen kann, der über Paris zu schreiben unternimmt. Dieser schlechte, aber tollkühne Schriftsteller bewegt sich ausschließlich auf dem Terrain der profanirten Weiblichkeit. Wenn man dasselbe nicht mit Unrecht eine Börse der sittlichen Verworfenheit nennen kann, so verdient er den Namen eines Rothschildes auf diesem ehrlosen Markte, der nicht nur in conventionellem, sondern noch weit mehr in numerischem Sinne, in Paris die „halbe Welt" bedeutet. Wie es die Geringfügigkeit seines Talentes mit sich bringt, sucht er mehr durch den Stoff, als durch die Behandlung zu wirken, aber sogar die Gegner seiner Richtung, wie die Verächter seiner Fähigkeiten, räumen ihm eine reiche Erfahrung ein.

Die „halbe Welt" wird durch alle jene Frauenzimmer gebildet, die im ehrlichen Familienleben insolvent geworden, oder schon geboren, auf dem Wege der Speculation zu so viel Geld, inclusive bürgerlicher Ehre, gelangen wollen, daß die versöhnte Welt über ihnen wie-

der die Fahne der soliden Gesellschaft schwenkt. Der Zweck soll die Mittel heiligen, wie man sieht, aber sie reichen, wie an der Börse, nicht immer aus und der Rest pflegt in vielen Fällen nur Verderben zu sein. Es ist in Paris so weit gekommen, daß die Laufbahn der systematischen sittlichen Corruption einen Theil der in anderen großen Städten darauf ruhenden Schmach verloren hat, weil sie mächtig genug geworden ist, eine gesicherte Stellung in der Gesellschaft einzunehmen.

So viel Anstandsgefühl ist jedoch dem dramatischen Dichter dieser Klasse und seinen Consorten geblieben, daß sie die Heldinnen der Marmortöchter, der Dame mit den Kamelien und der halben Welt, nicht glücklich enden lassen, und wenigstens in der letzten Scene einen Compromiß mit der öffentlichen Schicklichkeit eingehen. Das Publikum läßt es sich gefallen, einen Gauner wie Mercadet, aus den gefährlichsten Schlingen befreit zu sehen; die vornehme Courtisane muß ihm geopfert werden. Für den beleidigenden Triumph im Leben, fordert es Rache auf den Brettern; wenn der verschlagene Dichter sie ihm auch nur mit höhnischem Gelächter über so viel Tugendpedanterie zuwürfe. In der Wirklichkeit läßt sich der Courtisanismus durch die moralischen Grillen eines um Mitternacht mürrisch gewordenen, abgespannten Auditoriums wenig stören. Er ist ein Geschäft, ein Beruf, ja eine Art Wissenschaft, wie das Banquierwesen. Man kann darin groß werden; man kann darin klein

bleiben. Angeborene Fähigkeiten und Unternehmungsgeist entscheiden auf dem fruchtbaren Pflaster von Paris über das Schicksal Aller, die in Geld arbeiten, und in richtigem Instinct haben sich die Loretten in dem vornehmen und schönen Stadtviertel eingenistet, das die stolzen Geldmänner in dem eitlen Wahne erbaut haben, unter sich zu bleiben. Die köstliche Ironie des Weltlaufes hat es mit sich gebracht, daß die Söhne die Väter mit ihrem eigenen Gelde bestrafen, und die bunten Schmetterlinge auf dem Baume auskriechen, von dessen Blättern die Raupen gelebt und ihr Gespinnst erzeugt haben.

Die Geschicke der Damen aus der halben Welt lassen sich von dem Moment an zwanglos öffentlich besprechen, wenn sie beginnen, ernsthaft an eine Restauration zu denken. Ist der Sohn einer hohen oder reichen Familie der Gespielin seiner Mußestunden überdrüssig geworden, sehnt er sich nach einem eigenen Hauswesen, so vertraut er sich den Seinigen offen an und bekennt seine Verpflichtungen gegen die halbe Welt. Dann berufen die Mitglieder der ganzen Welt einen Familienrath, und so imposant hat sich der Courtisanismus ersten Ranges zu situiren gewußt, daß die Verlassene stets mit einer Rente oder mit einem Etablissement abgefunden wird, wobei ein gerichtlicher Act allen ihren zukünftigen Ansprüchen ewiges Stillschweigen auferlegt. In anderen Fällen hat die Dame aus der halben Welt für sich allein

zu sorgen gewußt. Das Vermögen einer Reihe von Schlachtopfern ist in die Kasse ihres Banquiers geflossen, und sie befindet sich mit dem Eintritt der vierziger Jahre in der Lage, in die Provinz überzusiedeln, und unter der Aegide eines stattlichen Titels die entzückten Honoratioren um sich zu versammeln, wenn sie es nicht vorzieht, einen decorirten Wittwer durch ihre Hand zu beglücken. Hat ihr das Glück weniger gelächelt, so muß sie sich mit einem kleinen Geschäftslokal am Boulevart oder am Palais Royal begnügen, es sei denn, daß es ihr gelänge, die Concession zu einem Tabaksverkauf zu erwerben, die man freilich lieber den Wittwen gefallener Militairs verleiht. Weiter abwärts begegnen wir ihr als Logenschließerin, wie sie der jüngeren Generation ihrer Standesgenossinnen das Bänkchen unter die Füße schiebt, als Comptoirdame in einem kleinen Café oder Restaurant, endlich auf der untersten Stufe der Glücksleiter als der Vorsteherin eines Cabinet d'Aisance, ausgestattet mit den modernsten Verbesserungen für absolute Geruchlosigkeit. Wenn ihr in der Gegend des Porte St. Martin oder in der Lachs-Passage einen solchen Zufluchtsort für die Unvermeidlichkeit des Daseins betretet, und die nöthigen Anweisungen werden euch mit kalter, abstoßender Miene ertheilt, so könnt ihr getrost daraus folgern, daß die Herrin des Erleichterungsinstitutes an ihr ehemaliges Blumenparterre in dem nach den Kunstwerken der Parfümerie duftenden Boudoir denkt.

Strömt der Regen aber in Bächen herab, eilt Ihr hastig unter das Blechdach der Einfahrt des Theaters Gymnase, drängt sich ein zerlumptes und verhungertes Weib zwischen Eure Schritte und bietet Euch flehend das Theaterjournal an: kauft es ihr ab, denn auch sie kann einst eine solche verführerische Dame aus der halben Welt gewesen sein, wie die interessante Rose Chèri sie Euch vier Stunden lang auf den Brettern vorzaubern wird.

Speise und Trank.

Niemand braucht sich des Eingeständnisses zu schämen, daß ihm bei der Ankunft in einer fremden Stadt, auch die Sorge für sein materielles Wohl am Herzen liege. Die Theilnahme, welche der Reisende für die seinem Auge und Ohr bevorstehenden Merkwürdigkeiten im Herzen hegt, verträgt sich sehr wohl mit den zartesten Rücksichten für den Gaumen und Magen; man könnte sogar sagen, daß die Spannung des geistigen Menschen auch seine leiblichen Bedürfnisse steigere, und die Feinheit der beiderseitigen Genüsse Hand in Hand zu gehen pflege. Nun kommen aber auch noch die Chemiker und lehren uns, daß die Empfindungen und Gedanken des Menschen von der Wahl und Beschaffenheit seiner Nahrung abhängen, daß die Schärfe der Beobachtungen, die Feinheit der Unterscheidungen und der Schwung der Einbildungskraft weniger an dem Gehirne des Beschäftigten haften, als an den Saucen, Weinsorten und Fleischspeisen in seinem Teller und Glase; was bleibt da zu thun übrig, selbst wenn in den Behauptungen der Chemie

nur ein Quentchen Wahrheit wäre, als auch den Dingen des Verzehrs Aufmerksamkeit zu schenken und die gemachten Erfahrungen zu Nutz und Frommen der Menschheit aufzuzeichnen. Vom ersten Buch Mose an, bis auf den letzten Klassiker Sir Walter Scott, finden wir neben den ernsthaftesten Dingen Berichte von guten Eßwaaren, und ein Profanscribent kann sich durch die größten Autoritäten vor der Anklage schützen, zu tief in die Einzelheiten der Küche und des Kellers hinabgestiegen zu sein.

Die Küche von Paris genießt einen so alten Ruhm, daß es fast ebenso lächerlich wäre, demselben etwas hinzufügen zu wollen, als eine Lobrede auf die Verdienste Karls des Großen zu schreiben. Wenn die Schöpfungen der Kochkunst so bevorzugt wären, wie die der Poesie, welche mit den Fingern verdaut wird und als Rückstand die Kritik hinterläßt, würden wir über die Pariser Küche eine Encyklopädie von nicht geringerem Umfange, als die auf allen Quai's der Seine von den Antiquaren verkaufte, besitzen. Da jedoch ihnen sowohl, als den Mimen, die Nachwelt keine Kränze flicht, werden sich die Freunde und Gönner eines guten Tisches in eigener Person nach Paris bemühen müssen, um die Erzeugnisse der begeisterten Kochphantasieen, wie somnabüle Damen, nur in einem handgreiflicheren Sinne, mit dem Magen lesen zu können.

Jede gründliche Wissenschaft der Natur ist gehalten, von den unteren Reichen anzufangen, und so beginnen

wir denn mit der Auster, diesem kleinen Thiere, dessen die Menschheit wahrscheinlich weniger gern als der Perlenmuschel entrathen möchte. Man kann sagen, daß die Auster zu Paris sich in dem Zustande eines Proletariats befände, so häufig und so billig ist sie das ganze Jahr hindurch, wenn gleich der Esser von Fach ihr in allen Monaten, in denen er den Krebs auf Leben und Tod verfolgt, die liebevollste Schonung angedeihen läßt, die erst mit dem Bartholomäustage ein Ende mit Schrecken nimmt. Während der Monate, die sich keines r rühmen können, ist die Auster nämlich von Familien- und Erziehungssorgen so in Anspruch genommen, daß ein zartfühlender Esser in Erwägung der Interessen aller künftigen Generationen sich weislich hütet, die guten Hausmütter in der Erfüllung der heiligsten Pflichten zu stören. Das Dutzend der friedfertigsten Thiere kostet nicht mehr als einen halben Frank und es geht daraus hervor, mit welchem Unrecht die griechischen Autoren das Meer mit dem Beiworte des „unfruchtbaren,“ belegt haben, da es doch nie, wie die verrätherische Erde, von Mißwachs etwas weiß, und alljährlich seine Produkte in gleicher Fülle den Sterblichen mittheilt. In einem ähnlichen Ueberflusse sind die Seekrabben vorhanden und es giebt Jahre, in denen ihr Preis kaum den Transport deckt und man damit, wie die Römer mit Feigen, die Esel füttern würde, wenn diese in Paris nicht an eine bessere Kost gewöhnt wären. Auch der vornehme Verwandte

der Seekrabbe, der Hummer, ist nicht im Stande, sein Air in Paris zu behaupten, kein Restaurant ist so klein, kein Tischtuch so schmutzig, daß sie nicht mit Hummersalat aufwarten könnten. An diesen leider etwas schwer verdaulichen Onkel des Krebses schließt sich das zartere Geschlecht der Fische an. Es mag ihnen noch so wohlig auf kühlem Grunde sein; in vier Stunden werden sie auf der Eisenbahn von Havre nach Paris gebracht und auf eben so mannigfaltige Weise zubereitet, als sie in Gestalten und Gewohnheiten geschaffen worden sind. Ein Mensch mag gegen die historischen Alterthümer von Paris, gegen seine Kunstwerke, seine großen Männer und schönen Frauen, noch so gleichgültig sein; den Fischen wird er nicht widerstehen können. Eine auf dem Rost kunstvoll gebratene Scheibe frischen Lachses mit einer Kapernsauçe, eine geröstete Makrele, eine Seezunge, die Königin der eßbaren Meerbewohner, muß selbst einen erbitterten Fischfeind bekehren. Die Eigenthümlichkeit der französischen Philosophen und Köche, von der Persönlichkeit der Individuen auszugehen und sie möglichst unversehrt zu erhalten, bringt bei der feinen Zubereitung der Fische die außerordentlichsten Resultate zu Wege. Welche Achtung hegt ein Pariser Koch vor der Steinbutte, mit welcher Selbstverläugnung seines Wissens versteht er die Finessen des Aales herauszukehren, ohne sie durch überladene Saucen zu erdrücken.

Gehen wir zu den Fleischspeisen über, so entdecken

wir in der französischen Küche ein ungemein glückliches Mittelding zwischen der englischen Unmittelbarkeit des halbrohen Fleisches und dem deutschen Prinzip des Fettbades. Die Braten werden zart und mager zubereitet, aber in allen übrigen Fleischgerichten offenbart sich dafür ein Reichthum der Erfindung, welcher von den Zeiten der Regentschaft an bis auf die Jugend Soyers noch nicht erschöpft worden ist. Die ganze französische Geschichte ist bis auf wenige spartanische Ausnahmen in dem Verzeichniß der Gerichte niedergelegt und der Geschlagene von Roßbach, wie der Sieger von Marengo, theilen eine gleiche Unsterblichkeit am Rande des Heerdes im Souterrain. Man füge den Namen die Jahreszahlen hinzu, und kein Lehrer wird in der Geschichte sicherer verfahren können, als wenn er seinen Schüler bei Philippe oder Véry täglich bei freier Auswahl speisen läßt. Unter den Salaten steht der römische oben an, doch mundet seine Härte und der mandelartige Geschmack seiner Stiele nicht jedem Gaumen und man muß sich systematisch heranbilden, um ihn begreifen zu lernen.

Der Zubereitung der Gemüse läßt sich leider kein ähnliches Lob ertheilen, sie schließt sich mehr als billig der abscheulichen englischen Manier an, alle Sorten, ohne Rücksicht auf ihren Geschmack und ihre Festigkeit, in Salzwasser abzukochen. Wäre das Material, wie z. B. der Blumenkohl oder die Artischocken, nicht so untadelhaft, man verzichtete gern auf diesen magenbeschwerenden Ge-

nuß. Das seltsamste Produkt der französischen Gärtnerkunst ist der dortige Spargel, ein grünes stockartiges Gewächs, dessen derbe Fasern sich eher zur Fabrication von Tauen und Segeltuch, als für menschliche Zähne eignen. Die Theorie der französischen Feinschmecker verlangt, daß der Spargel, um wohlschmeckend zu sein, das Sonnenlicht gesehen haben müsse, während in Deutschland die umgekehrte Meinung herrscht. Mit dem größten Bedauern über eine solche Verblendung haben wir wiederholt augenscheinlich gediegene Gastrosophen diese bitteren und gehässigen Strünke so eifrig bearbeiten gesehen, als ob sie in der größten Delikatesse schwelgten. Die Künste der Eierspeisen und Patisserie entschädigen aber wieder für diese auffallende Anomalie in der ersten Küche der Welt; in den Händen eines wahren Fachmannes nimmt Alles, was aus Eiern geschaffen wird, auch einen geflügelten Charakter an.

Unter den warmen Getränken steht der Kaffee oben an, die Chokolade hingegen versteht man fast nirgends zuzubereiten und genießt sie bei der bekannten Eintheilung der Mahlzeiten auch nur seltener. Die gerühmte Vortrefflichkeit des Pariser Kaffees soll daher rühren, daß man ihn nicht von einer Sorte, sondern aus einem Gemisch verschiedener Kaffeebohnen zubereitet, deren jede ihm eine andere gute Eigenschaft verleiht. Es steht fest, daß man ihn weder in Oesterreich, noch in Italien in gleicher Untadelhaftigkeit trinkt. Den Thee pflegt man

nicht fertig, sondern nur die nöthigen Zuthaten und Geschirre zu erhalten, und ihn selber zuzubereiten.

Der gewöhnliche Tischwein, den man für den festen, allgemein üblichen Preis von einem Franken für die Flasche von drei Viertel Quart, selbst bei den feinsten Restaurants ungefragt bekommt, ist sehr schlecht und nur mit Wasser vermischt genießbar; die feineren Sorten findet man in unvergleichlicher Auswahl, bezahlt sie aber überall theurer, als im nördlichen Deutschland, nur der Preis der spanischen und portugiesischen Weine weicht von dem bei uns üblichen nicht ab. Fordert man Champagner, so erhält man für 5 Franken eine Flasche, die man in unserem viel verläumdeten Grüneberg verläugnen würde; nur der Wein für 7 bis 8 Franken, meistens ein Oel de Perdrix, ist preiswürdig und zuträglich.

Wenn wir von dem richtigsten Nahrungsmittel des Menschen, dem Brode, hinter den Leckerbissen reden, so geschieht dies nicht aus Geringschätzung dieser köstlichen Naturgabe, sondern weil sie die beste, edelste und allen Ständen gleich zugängliche Speise in Paris ist. Vereint mit der an allen Orten unbegreiflich frisch erhaltenen und delikaten Butter, die von keiner Gebirgsgegend schöner geliefert werden kann, gewährt das schneeweiße Weizenbrod eine nahrhafte und leckere Kost, die, begleitet von einigen Radischen, gleich nach der Suppe, auch bei dem ausgesuchtesten Mittagsmahle nicht fehlt, wie sich

ihrer der geringste Arbeiter täglich erfreuen darf. So mancher wird aber mit uns einer Meinung sein, wenn wir diese Gleichheit bei Tisch, im Interesse des Volkswohles, höher schätzen, als die geistigen Nivellirungsanmaßungen, gegen welche die ewigen Gesetze ungleichartig geschaffener Organisationen bis an das Ende der Welt kämpfen werden.

In dem edlen Grundstoffe des Brodes verbirgt sich jedoch neben dem nährenden Genius noch ein berauschender Dämon, über den sich mehr Interessantes berichten läßt, als über jenen, eine Bemerkung, die schon die Erklärer von Dante's göttlicher Komödie, bei einer Vergleichung der Hölle mit dem Paradiese ausgesprochen haben.

Gewöhnlich pflegen die Verehrer von Paris als einen der wesentlichsten Unterschiede zwischen der Volksphysiognomie der norddeutschen großen Städte und der französischen Capitale die Zustände von klarerem oder unklarerem Bewußtsein anzugeben, wie sie durch einen größeren oder geringeren Consum von jenem den Schmerz der Seele stillenden Liquor bedingt werden. Wir überlassen es den Herren Statistikern herauszurechnen, wie viele Schnäpse in Norddeutschland auf jeden Kopf und über seine Lippen kommen; uns soll hier nur kümmern, inwiefern das Lob der vielgerühmten französischen Mäßigkeit verdient ist.

Wenn man Paris in allen Richtungen durchwandert,

fällt zuerst die ungeheure Menge der Lokale auf, welche ganz wie bei uns mit den verschiedenartigsten Verzehrsgegenständen den Schnaps verbinden, den wir ohne Schönrednerei und unbeirrt von künstlichen Parfüms oder geschliffenen Glasflaschen, mit diesem volksthümlichen Namen ganz absichtlich belegen. Der Restaurant, mag man nun bei ihnen bis zu 100 Francs hinauf oder bis 20 Sous hinunter diniren, hat an seine Speisekarte ein reichhaltiges Verzeichniß aller der Schnäpse geklemmt, mit denen er der ermattenden Einbildungskraft unter die Arme greifen kann, und als sehr charakteristisches Moment ist in allen kleineren Speisehäusern den Gästen die Freiheit eingeräumt, statt des Desserts an Früchten oder Käse, ein „kleines Glas" zu wählen. Mit dem braunen köstlichen und nervenstärkenden Moccatrank in allen Kaffeehäusern ist überall der Schnaps unter der aristokratischen Gestalt des Cognac so enge verbunden, daß man mit gleichem Rechte so wie Kaffeehaus, auch „Cognachaus" sagen könnte. Nun folgt die unermeßliche Fülle der kleinen Läden, die den Schnapsverkauf zu ihrem ausschließlichen Lebensberuf gemacht haben. Sie finden sich sogar weit häufiger als in Berlin, da sie dem gemeinen Manne unsere Keller ersetzen müssen, in denen neben Eßwaaren und Brennholz auch gebranntes Wasser verkauft wird.

Betrachten wir die Pariser der mittleren und unteren Stände, wie sie sich zu dem Naß des jüngeren Bacchus

verhalten. Ihren Morgenkaffee nehmen sie in seiner natürlichen unverfälschten Gestalt, wenn sie überhaupt der edlen Sitte anhängen, Morgens Kaffe zu trinken. Zwei Stunden später wird es zu Paris wenige Individuen geben, deren Beruf sie zwingt, in einem Atelier zu arbeiten, oder viel auf den Beinen zu sein, welche nicht das dringende Bedürfniß nach einem geistigen Getränk empfinden sollten; der kurzangebundene Schnaps empfiehlt sich von selber. Man hüpft in eine dieser dunklen Mauerspalten, wo man nichts findet als einen breiten Tisch und eine schmale Bank, eine Batterie Flaschen und einige Teller mit Scherzen von Eßwaaren. Mit einer eingesalzenen Olive oder einem Bissen Käse läßt man ein oder zwei kleine Gläser hinunterschlüpfen und springt hastig davon, als ob nichts vorgefallen wäre. Oft sieht man sogar ganze Werkstätten eine solche Razzia unternehmen und eben so schnell wieder an die Arbeit zurückkehren. Diese Schnapstrinker sind die mäßigsten von allen; sie gehören dem tüchtigen und achtbaren Arbeiterstande an. Unterdessen ist der Tag vorgeschritten und die Elite der Schnäpse, die Absynthe, herrschen kurz vor Tisch auf den Boulevarts. Man trinkt den bitterlich-aromatischen und überaus feurigen Extract zwar nur mit Wasser, allein diese Heuchelei verbirgt nicht seine gefährliche Natur, und den Truppen in Algier ist sogar sein Genuß bei strengen Strafen untersagt worden, da er unter afrikanischen Himmelsstrichen häufig lebensgefährliche Folgen nach sich zieht.

Der Absynth ist der Vortrab jedes leidlichen Diners. So große Mengen von diesem vornehmen Schnapse vor Tisch auch vertilgt sind; sie stehen in keinem Verhältniß zu den Unthaten in Cognac, wie sie von den Franzosen nach Tisch bei ihrem Kaffee verübt werden. Man erkennt in den meisten Fällen den Deutschen an der Ablehnung des gefüllten und mit einer eingravirten Scala versehenen Cognacfläschchens, das die Kellner jedem eintretenden Gaste neben die Tasse stellen. Wir haben dagegen häufig bemerkt, daß namentlich ältere Pariser den Cognacstand bis auf die Hälfte der Grade des Pegels herunterbringen. Damit pflegt allerdings die tägliche Schnapsconsumtion, seltene Ausnahmen abgerechnet, ihr Ende erreicht zu haben, allein man wird uns zugeben, daß sie nach einer ganz oberflächlichen Schätzung, namentlich für die wohlhabenden Klassen bedeutender gewesen ist, als irgendwo in Norddeutschland. Rechnet man dazu die Flasche Wein, welche obgleich mit Wasser verdünnt, zur Mahlzeit getrunken, doch immer einen gewissen Alkoholgehalt vorstellt, so wird man zugeben, daß die absolute pariser Mäßigkeit ebenso gut eine Chimäre ist, als die absolute Unmäßigkeit des norddeutschen Volkes. Die zahllosen französischen Kupfernasen, die man überall hinter kleinen Gläschen sitzend erblickt, sind ebenso viele Ehrenrettungen unserer verläumdeten Mitbürger, die vielleicht nur darin Unglück haben, in keinem Weinlande zu wohnen und einige Unverbesserliche in ihrer Mitte zu zählen,

welche die Kraft ihres Gehirnes überschätzend, und der französischen weisen Eintheilung der Tagesschnäpse unkundig, unserer Straßenjugend das lehrreiche aber abschreckende Beispiel menschlicher Hinfälligkeit gewähren.

Notre Dame.

Nur ein Franzose, dessen Reiseerfahrungen sich lediglich von Paris bis an die Ufer des Rheines ausdehnen, konnte die Behauptung wagen, daß nächst dem Dome von Köln die Kathedrale von Notre Dame das schönste Werk der gothischen Baukunst sei. Zugegeben, daß der Dom von Köln der eigentliche höchste Ausdruck der gothischen Idee sei, besitzen so viele christliche Tempel Deutschlands das nähere Recht der Nachfolge, daß die Kirche von Notre Dame sich erst in zweiter Reihe blicken lassen darf. Es mangelt ihr die großartige schwungvolle Poesie des Aufstrebens in die Unendlichkeit, dagegen entwickeln sich, vorzüglich in ihrer Façade, breit ausgelegte saubere Zierrathen, die, abgesehen von dem kirchengeschichtlichen und religiösen Inhalte, in Anordnung und behaglich ruhiger Ausarbeitung ein wenig nach den Eitelkeiten dieser Welt schmecken. Die gothische Kunst, wie sie die Negation der Bautheorie der Antike ist, soll uns über die irdischen Empfindungen hinausheben und uns von der Wirklichkeit freimachen, zumal sie selber ihrem

tiefsten Geiste nach den Zwang der Schwere verbirgt und selbst den Stein, befreit von der Anziehungskraft der Erdmasse, als ein geflügelt aufstrebendes Wesen darstellt.

Zu dem Totaleindruck, den ein architektonisches Kunstwerk hervorbringt, tragen mehr Momente bei, als sonst auf irgend einem anderen Gebiete. Vor Allem ist es die feierliche Stimme der Vergangenheit, welche in die Kritik ihre Bemerkungen dictirt und selbst einen einfachen Bau in höherem Lichte erscheinen lassen kann. Dagegen spricht nun wider die künstlerische Gesammtidee eines solchen alten Werkes, wenn die vorhandenen reichen Erinnerungen der Geschichte nicht zur bedeutsamen Geltung gelangen können, und der Nimbus des Alterthumes und der ergreifenden Ereignisse die subjectiven Ausstellungen des Beschauers nicht zum Schweigen verurtheilen.

Sehr viel mag zu der Enttäuschung, den der erste Anblick der Kathedrale von Notre Dame hervorbringt, die unangenehme Modernisirung beitragen. Das Schabeisen des Steinarbeiters hat sich über die schwarzgefärbte Physiognomie des Domes hergemacht und die poetische Patina bis auf das letzte Moosblättchen, das letzte verwitterte Sandkorn heruntergebracht. Bis auf die nach der dunkeln Seitengasse hinausliegende nördliche Breitfläche, welche noch in ihrer edlen, vom atmosphärischen Niederschlag der Jahrhunderte gebildeten Farbe prangt, sieht der Bau aus, als ob erst gestern das letzte Gerüst entfernt und der letzte Steinmetz von dannen

gegangen wäre. Mit gleicher Frivolität ist man beeifert gewesen, das Innere auf eine Weise anzustreichen, die an Vorflure von Theatern und Ballsälen erinnert. Wenn der jetzige Teint des Aeußeren wenigstens aus der Natur des ursprünglichen Baumaterials hervorgegangen ist, so widerspricht der Anstrich des Inneren demselben geradezu und verkündet schamlos seine Billigkeit und Geschmacklosigkeit. Einst, als eine triviale Auffassung noch nicht Hand an den einfachen Schmuck gelegt hatte, den die Jahrhunderte den Schöpfungen der Baukunst verliehen, mag der Anblick von Notre Dame, wenn auch nicht großartig, so doch feierlich düster gewesen sein, jetzt müssen wir an eine aufgefundene Broncestatue des Griechen- oder Römerthums denken, welche ein thörichter Laie mit Essig und Sand blankgescheuert hat.

Von der Pforte, vor der alle Uebelthäter der französischen Geschichte baarfuß mit einer brennenden Wachskerze in der Hand Buße gethan haben, durch die alle Könige gezogen sind, so gut als die Narren, welche die Göttin der Vernunft zu einem Dogma für ihre kopfabschneiderische Naturreligion machen wollten, wenden wir uns zu dem Seitenpförtchen im nördlichen Thurme, um auch der modernen französischen Romantik ihr Recht widerfahren zu lassen. Wir haben in früheren Jahren unseren Victor Hugo mit zu großem Interesse gelesen, um nicht den hochgelegenen Schauplatz aufzusuchen, auf dem der jüngere Vetter von Shakespeare's Caliban, der

Glöckner von Notre Dame, Quasimodo sein Wesen getrieben hat. Nachdem wir etwa zwanzig ziemlich hell erleuchtete Stufen hinangestiegen sind, hemmt ein Gitter unsere Schritte und die Inschrift neben demselben zeigt uns an, nicht etwa daß wir vor dem Grabmal des furchtbaren Kanonikus stehen, sondern daß wir die Klingel der Thürmerwohnung zu ziehen, und um freie Passage zu bitten haben. Gleich auf den ersten Ton der heiseren Schelle öffnet uns die übliche dicke Dame, ohne welche es in Paris keinen Verkauf, kein Institut, keine Sehenswürdigkeit giebt. Wir erwarten irgend eine Auskunft von ihr, allein die hohle feiste Hand und der Ruf: 20 Centimen! belehren uns, daß hier nur das Büreau des üblichen Thurmzolles seine Bestimmung für sich und uns erfüllt. Nachdem wir den Tribut unserer Wißbegierde im Voraus erlegt haben, werden wir mit einem Wink begnadigt, der auf einen dunkeln Mauerspalt deutet und uns freigiebt, den weiteren Weg selber zu suchen. So klettern wir denn geduldig die enge, aber gut unterhaltene Wendeltreppe hinan und helfen unserem zufälligen Begleiter, einem alten Franzosen, seinen Enkel trösten, der sich über die herrschende Dunkelheit nicht beruhigen lassen will. Neben der oberen Balustrade des Domes angelangt, von der aus sich erst die beiden abgestumpften Thürme erheben, schauen wir neugierig um uns, denn wir müssen jetzt auf dem romantischen Boden der Wirksamkeit Quasimodo's stehen. Ach, die prosaische

Gegenwart hat längst die Phantasie des Dichters Lügen gestraft. Vor dem Besen und der Kelle, dem Hammer und den Nägeln des Dachdeckers sind die unheimlichen Geister dieser Plattform geflohen und ein lustiges gemüthliches Geschlecht von Glöcknern hat die renovirte Wohnung Quasimodo's bezogen. Auf die Gefahr hin, tausend geheimnißvolle Illusionen wohlbelesener Jünglinge und Jungfrauen zu stören, verzeichnen wir die Thatsache, daß es statt eines, jetzt zwei Glöckner von Notre Dame giebt, daß also folgerichtig die Verfasserin des berüchtigten Schauerdramas, wenn sie auch den modernen Glöckner theatralisch bearbeiten wollte, nach den ewigen Gesetzen der Multiplication, ihr Stück statt aus fünf, aus zehn Acten bestehen lassen müßte. Zu ihrem Unglück besitzen die gegenwärtigen Verwalter des großen Bourdon's von Notre Dame nicht mehr die geringste Spur von den charakteristischen Eigenschaften ihres Vorgängers. Sie sind wohlgestaltete, redselige Bursche mit offenen Angesichtern, tragen schwarze Tuchmützen, blaue Blousen und rauchen behaglich ihre Thonpfeifen. Obgleich ihr einsames Dasein gewiß weit gerechtere Ansprüche erheben könnte, durch ein Trinkgeld erheitert zu werden, als die Parterreexistenz der dicken Frau Thürmerin, geben sie uns doch uneigennützig weit freundlichere Anweisungen zur Fortsetzung unserer Thurmexpedition. Wir gehen also queer über das Dach der Kirche und besteigen den südlichen Thurm, innerhalb einer spiralförmig ge-

wundenen Röhre, die nur für eine wenig beleibte Person Raum genug bietet, aber glücklicher Weise bald endet. Die Aussicht von der Dachplatte ist entzückend schön. Wenn wir uns Paris zu einer Ellipse abgerundet denken, so liegt Notre Dame etwa in einem Brennpunkte derselben und die Gruppen der verschiedenen Stadttheile ordnen sich ringsumher zu einem malerischen Panorama. Noch besser würde man sich in dem Plane der Stadt orientiren können, wenn die Thürme von Notre Dame um hundert Fuß höher wären; gegenwärtig muß man damit zufrieden sein, die angrenzenden Stadtviertel in der scharfen Abgrenzung der Felder auf einem Schachbrette, den Lauf der Seine, die benachbarten Prachtgebäude und das ameisenartige Gewimmel in den Straßen als klaren Vordergrund, die entfernteren Quartiere hingegen und den landschaftlichen Rahmen der das Seinethal umgebenden Hügel, als duftigen Hintergrund zu betrachten.

Wir ergötzten uns noch an dem stolzen Anblick, als ein tiefer Klang zu unseren Ohren drang und der feste Steinboden unter unseren Füßen zu beben begann. Es war um die Zeit des Nachmittagsgottesdienstes und einer der Glöckner läutete ihn mit der großen Glocke ein. Dies Schau- und Tonspiel mußte in unmittelbarer Nähe genossen werden. Schnell wurde der Weg durch die schmale gewundene Schneckenröhre wieder thurmabwärts angetreten und der Eingang zum Glockenthurm gesucht.

In der Eile verfehlten wir die für das Publikum bestimmte Thür und kletterten die hohe, aber bequeme Leiter hinan, welche für den Glöckner bestimmt, unmittelbar unter die Glocke führt. Der Mann stand, wie eine Nippesfigur unter ihrem schützenden Glasgehäuse, unter dem bronzenen Ungeheuer und bewegte mit energischem Schwunge den Klöppel hin und her. Da nicht die geringste Gefahr für ihn und uns vorlag, so erstiegen wir die letzte Sprosse der Leiter und schmiegten uns zugleich, die Plattform aus Brettern betretend, unter die Glocke, indem wir, theils um den Raum nicht einzuschränken, theils um einen Stützpunkt zu gewinnen, die Hände mit an den Klöppel legten. Anfangs machte der eifrig beschäftigte Glöckner eine sehr verwunderte Miene, als er neben sich einen unberufenen Amtscollegen erblickte, sehr bald aber begriff er mit der schnellen Fassungskraft seiner Nation und ihrem angeborenen Instinct für Trinkgelder, das Gelüst des Eindringlings, und läutete schweigend weiter. Beim besten Willen wäre uns aber auch jegliche mündliche Erklärung unmöglich geworden. Die Luftschwingungen, welche die Vibrationen der ungeheueren Metallmasse hervorbrachten, betäubten nicht allein die Gehörsorgane vollständig, sondern sie versetzten auch die Athmungs- und Sprachorgane in einen seltsamen Zustand von banger Beklemmung, dem man einen moralischen Widerstand entgegensetzen mußte. Der Moment ließ sich nur mit den unruhigen Empfindungen eines Schwimmers

vergleichen, der sich bei starkem Wellenschlage zu weit in die Brandung hinaus gewagt hat, und obgleich er weiß, daß keine Gefahr vorhanden ist und seine Kräfte hinreichen, ihn gleich wieder in Sicherheit zu bringen, doch mit einiger Bangigkeit in den glasartigen Wellenthälern schwebt, die ihm den Anblick des nahen Ufers entziehen. Die Vernunft sagte uns, daß dieses vernichtende, fast das Herz zum Stillstande bringende Getön in wenigen Secunden aufhören werde, allein die Tonbrandung war so erbarmungslos, daß ein Zweifel auftauchte, ob man jemals wieder in den Vollbesitz seines Gehörs und Athems gelangen werde. Endlich, nachdem dem regelmäßigen Geläute noch einige rascherfolgende Nachschläge, wie die letzten Peitschenhiebe am Ende der Rennbahn den verzweifelten Anstrengungen eines edlen Renners, gefolgt waren, setzte der Glöckner den Klöppel in Ruhe und wir krochen, innerlich noch ganz durchsummt von dem majestätischen Contratone der Glocke wieder die Leiter hinab.

Da standen wir nun in akustischer Sicherheit und konnten uns der allmählig zurückkehrenden Herrschaft über unsere Gedanken erfreuen. Zugleich fiel uns ein, daß der gute Victor Hugo wohl niemals den Glockenthurm und das Tonwerkzeug besucht habe, das in seinem Romane eine so große Rolle spielt. Wie man sich erinnern wird, dichtet er Quasimodo eine dämonische Leidenschaft für seine Glocke an und läßt ihn sich darauf setzen, sie

mit den Armen umschlingen, und von dem Ungeheuer hin und hergeschwungen werden. Nun hat man aber aus unserer Beschreibung gesehen, daß nicht die eigentliche Masse, sondern nur der Klöppel in Bewegung gesetzt wird, und wir können hinzufügen, daß sowohl die mechanischen Vorrichtungen, in denen die Glocke hängt, als auch der ihr zugewiesene beschränkte Raum es verbieten, ein so gefahrvolles und für das Gebäude bedenkliches Experiment zu versuchen, das länger fortgesetzt, Thurm und Glocke mit Verderben bedrohen möchte. Mithin hätte sich hier der geniale Romandichter eine Licenz gestattet, die zu berichtigen, noch nach manchem lieben langen Jahre einem Ausländer gestattet werde, wobei wir wünschen wollen, daß der arme Verbannte bald wieder sich persönlich von einem begangenen kleinen Flüchtigkeitsfehler in seinem alten Paris überzeugen und den politischen giftigen Pfeil mit dem Plektron und der Leier vertauschen möge.

Die Morgue.

Wenn man die meisten Fremden bald nach ihrer Ankunft zu Paris, die Morgue, d. h. den öffentlichen Ort, wo die aufgefundenen unbekannten Leichname, bei denen keine Ursache vorliegt, einen gewaltsamen Tod anzunehmen, ausgestellt werden, aufsuchen sieht, so geräth man auf den Gedanken, daß ihnen unbewußt, dieser Pilgerfahrt doch wohl ein tiefer wurzelnder Drang der menschlichen Natur zum Grunde liegen müsse, als das Behagen an Schauerscenen, welche wie ein brennendes Gewürz den faden Geschmack der Alltäglichkeit verbessern. Andere große Städte des Continents besitzen gleichfalls ähnliche Anstalten, aber es ist nicht üblich, sie zu besuchen, und nur die Morgue zu Paris genießt eine gewisse sonderbare Berühmtheit, ohne sonderlich auszeichnende Eigenschaften an sich zu tragen. Paris an sich muß deshalb eine ganz bestimmte Einwirkung auf die Gemüther ausüben, welche sie für die Aufsuchung eines so schrecklichen Ortes geneigt macht. Diese Einwirkung mag von der bemerkenswerthen Frechheit ausgehen, mit der das

Streben nach den niedrigsten und verwerflichsten Genüssen des Lebens in Paris überall an den Tag tritt, und noch unverdorbene Gemüther mit der dunkeln Ahnung vor einer unsichtbar in der Luft schwebenden Nemesis erfüllt. Die Stadt des Glanzes und der Verschwendung, der Wollust und Geldgier beleidigt das Ehrgefühl des moralischen Theiles im Menschen so empfindlich, daß sein Auge mit einer Art von schmerzlicher und schwermüthiger Beruhigung auf einem Schauspiele ausruht, in dem es die Vergeltung für den frevelhaften Uebermuth zu erblicken glaubt. Denn wenn auch der Einzelne noch so ausschließlich mit sich allein beschäftigt ist; in allen Fällen, in denen er ein anderes Individuum schwer leiden, oder gar von den Verwicklungen der Gesellschaft vernichtet sieht, wird er sich im tiefsten Abgrunde seines fühlenden Wesens des allgemeinen Zusammenhanges des Geschlechtes bewußt und schaudert vor der Mitverantwortlichkeit des ganzen verwandten Verbandes zurück.

In dieser stummen Sprache entwickelt die Morgue von Paris eine ungemeine Beredsamkeit, sie spricht das rauhe Idiom der Schatten, die aus dem Leben voller Verworfenheit durch Mangel und Verzweiflung in Nacht und Tod hinausgejagt sind. Der Leichtsinn des Tages, der Mißbrauch der Macht, die Ausbeutung der Arbeit, erscheinen nicht mehr als eben so viele Gründe der sittlichen Empörung, wenn man von Zeit zu Zeit die äußerste Pforte erblickt, durch welche je nach der Laune des

Schicksals, der Unterdrücker mit dem Unterdrückten Arm in Arm hinauswandern kann.

Die Morgue liegt mitten in der Stadt, hart am hohen Seineufer, ganz in der Nähe von Notre Dame, der Polizeipräfectur und des Hôtel de Dieu. Sie ist der Zufluchtsort für Alle, die ihre Rechnung weder mit der Religion, noch mit den strengen und milden Elementen der menschlichen Gesetzgebung und Staatseinrichtungen ausgleichen können. Hast du vergeblich gebetet, bist du zu stolz zum Betteln, nicht leiblich elend genug, um von den barmherzigen Samaritern verpflegt zu werden — siehe, da ist die Seine und oben die Morgue! ein Sprung und du bist der letzten Wohlthat der Gesellschaft theilhaftig. Betrachten wir, worin diese besteht.

Die Morgue ist ein niedriges, einstöckiges Gebäude von untersetzter Statur, wie ein Kerkermeister. Es hat nach keiner Seite der Straße, sondern nur nach der Wasserseite hinaus Fenster, und sperrt seine beiden großen Thürflügel mit einer höhnischen Gastfreundlichkeit weit auf, als sei alle Welt zuvorkommend eingeladen, es sich so bequem als möglich zu machen.

Das Ganze zerfällt in drei übersichtliche Theile, den für die eintretenden Neugierigen bestimmten, mit viereckigen Steinen gepflasterten Hof, die verschlossene Wohnung des Wächters und den vergitterten Raum für die letzte und traurigste Ausstellung, welche auf Erden veranstaltet werden kann. Die letztere Partie des Gebäu-

des empfängt ihr Licht durch ein großes Fenster im Dache und ist nicht allein durch ein dichtes Drathgewebe, sondern auch durch eine Wand von dicken Glasscheiben, dazu bestimmt, die übeln Gerüche abzusperren, von dem mittleren Hofe getrennt. Innerhalb des Gitters bemerkt man zehn, aus Schieferplatten zusammengesetzte, in zwei Reihen geordnete kahle Lagerstätten, auf welchen die in den Straßen gefundenen, oder aus der Seine aufgefischten Leichname ausgestreckt werden. Nachdem der Wächter sie entkleidet und der herbeigerufene Arzt der Morgue in einem nach der Seine hinaus gelegenen Gemach sein letztes wissenschaftliches Gutachten abgegeben hat, erhält der unglückliche Gast seine Ruhestelle in dem schrecklichen Schlafsaal, eine dicke graue Filzplatte wird auf den Unterleib des nackten Körpers gelegt, eine starke messingene Klammer unterhalb der Knie, so fest und straff an die Seitenflächen des Lagers geschroben, daß die schlaffen Ueberreste nicht hinabgleiten können, und die Toilette ist fertig. Um die Erkennung der oft entsetzlich durch den Sturz, das Wasser oder die Temperatur veränderten Todten den suchenden Angehörigen zu erleichtern, hängt man die Kleidungsstücke derselben an einen starken eisernen Haken zu Häupten des Lagers und eine einfache Vorrichtung macht es möglich, in heißen Tagen die ausgestellten Leichname mit einem sanften Regenbade zu überrieseln, das von dem nach der Mitte des Gemaches zu etwas geneigten Fußboden rasch abfließt. Melden

sich die Angehörigen des Todten, so werden ihnen der Leichnam und die Kleidungsstücke ausgeliefert; findet sich niemand ein, so läßt die Behörde ihn auf ihre Kosten mittelst eines eigens dazu bestimmten Wagens nach dem Kirchhof fahren und bestatten; der Wächter ist aber in diesem Falle der natürliche Erbe seines Nachlasses. Er ist jedoch verpflichtet, die Kleidungsstücke noch eine Zeitlang seitwärts von den Todtenbetten aushängen zu lassen. So verläuft der einfache und trostlose Geschäftsgang des Institutes.

Die Trauerspiele, welche der menschliche Geist erfindet und vor den Lampen aufführt, der blutige Verlauf der Unthaten unter dem Beile des Nachrichters, die Sterbebetten der Armen- und Krankenhäuser, bieten ergreifende Scenen, aber sie sind verständlich, sie gehen aus einer klar dargelegten Nothwendigkeit hervor und peinigen deshalb nicht die Einbildungskraft des Zuschauers. Das Trauerspiel der Helden der Morgue ist ein Fragment der letzten Scene des fünften Aktes; die vorhergehenden Theile sind für immer verloren gegangen. Daher ist Alles, was dort vorgeht, in Räthsel gesponnen, und die Lösung der auftauchenden und verschwindenden Probleme bleibt dem subjectiven Belieben überlassen.

An einem heißen Julimittage führte uns der Weg zum ersten Male zufällig an der Morgue vorüber. Es war ein Sonntag und aus allen Straßen eilten gefüllte Wagen und geputzte Menschen zu den Thoren hinaus.

Das Rollen der prächtigen Karossen auf den entfernten Quai's glich einem anhaltenden Donner, die Sonne strahlte machtvoll vom reinen blauen Himmel herab und die ganze Welt schien nichts zu athmen, als ungetrübte Freude. Vor der Morgue standen drei schwarzgekleidete Personen, zwei junge Männer und eine alte Frau, welche sie vergeblich zu trösten versuchten. Die Frau schien entschlossen zu sein, das Gebäude zu betreten, während die jungen Männer offenbar alle Mühe anwandten, sie davon abzuhalten. Nach einigen Minuten fügte sie sich der Ueberredung ihrer Begleiter, worauf sich der Aeltere entfernte, die Glocke der Wärterwohnung zog, und im Innern verschwand. Einige Zeit darauf, welche die beiden Harrenden in banger Erwartung zugebracht hatten, erschien er wieder, in seiner Hand ein abgetragenes buntseidenes Halstuch haltend, dessen helle Farben aber schon sehr verblaßt waren. Mit zitternden Händen faltete die alte Frau das Tuch auseinander und erkannte offenbar in der dritten eingeschlagenen Ecke die gesuchten Buchstaben. Sie ließ den morschen Fetzen fallen und stieß einen heiseren unmenschlichen Jammerlaut aus; der Jüngere hob niedergeschlagen das Tuch auf und die räthselhafte Gruppe entfernte sich langsam in eine Seitenstraße.

Jetzt traten wir ein und drängten uns nach und nach bis zu der Glaswand durch. Neugierige kamen und gingen fortwährend, verriethen aber kein Zeichen der Theilnahme oder Erregung. Rechts in der Ecke an der

Hinterwand lagen zwei männliche Leichname jugendlichen Alters, deren überaus jämmerliche Lumpen keinen Zweifel über die einzige Ursache ihres selbstgewählten frühen Todes zuließen.

Die entwickeltere Gestalt gehörte einem Manne in den besten Jahren des Lebens. Um schön zu sein, war sie nicht groß genug, aber das Verhältniß der Glieder war richtig und ein hoher Grad von Kraft lag in der ausgeprägten Muskelbildung. Aus dem todten Antlitz, dessen Züge nicht unedel gebildet waren, sprach nicht die beschaulich lächelnde Ruhe des Todes, sondern ein furchtbarer Ingrimm. Ein kohlschwarzer Schnurrbart, der von Wasser triefend sich in die Mundwinkel fügte, erhöhte noch diesen Ausdruck und die eisenfest zusammengeballten Fäuste schienen die gerundeten Muskeln des Oberarmes noch zu frischer Thatkraft des Lebens anzuspannen. Der Mensch glich einigermaaßen dem sterbenden slavischen Fechter, wenn wir ihn uns ganz zusammengesunken vorstellen.

Der zweite Todte war von diesem mühseligen Kampfplatz um ein wenig Brod und Schlaf, schon in den frühen Jahren abgetreten, in welchen wir die Grausamkeit der auf uns lauernden Feinde gemeinhin noch gar nicht erkannt haben. Sein Leib war nur sehr dürftig ernährt und der Tod hatte wohl schon bei seinen Lebzeiten den größeren Theil seiner trostlosen Arbeit verrichtet. Eine schwache Welle — ein unwillkührlicher matter Schrei und

das heruntergebrannte Licht war ausgelöscht. Obgleich der Körper schon länger im Wasser gelegen haben mußte, schimmerte in den vermagerten bläulich blassen Zügen des kleinen Gesichtes doch etwas von einer unter diesen Umständen herzergreifenden Ironie. Der jugendliche Leichnam mochte über die Fische lächeln, die ihre Mahlzeit schon an seinen Fingern und Zehen, die Hungrigen an dem Verhungerten, begonnen hatten!

Ueber die Reste Beider tröpfelte in sacht perlendem Regenbade aus zwei Röhrchen kaltes Wasser herab und das Element, in dem sie den Tod gesucht, verließ sie freundlich gesinnt nicht nach ihrem Ableben und gab ihnen an Stelle der Menschen das letzte Geleit.

Die Mouffetardstraße und der Patriarchenmarkt.

Niemals empfindet man das Bedürfniß nach einem einsamen Spaziergange lebhafter, als an einem Pariser Sonntagmorgen, wenn die deutsche gemüthliche Erinnerung an alte Schulempfindungen erwacht, an die feierliche Stille des Morgens, die geschlossenen Läden, das Geläut der Glocken, die reingewaschenen Kinder vor den Hausthüren und die wandernden Gebetbücher mit Goldschnitt. In Paris, wo täglich Sonntag ist, kennt man nicht diese poetische Stimmung. Alle Läden bleiben den Tag über geöffnet, an den Bauten wird bis zwei Uhr gearbeitet, das Geläut der Glocken verhallt über dem Häusermeer und dringt nicht bis in die Wohnungen; man muß bis zu den Grenzmarken der Stadt entfliehen, wenn man sich ungestört einer Sonntagsstimmung hingeben will. Noch giebt es Boulevarts in Paris, für welche in den eleganten Kreisen von Paris künftig ein Columbus geboren werden muß, so unbekannt sind sie den reichen Gewohnheitsmenschen, deren tägliche Aus-

flucht sich auf das Gehölz von Boulogne beschränkt. Zu einem dieser Boulevarts retten wir uns, um dem deutschen Sonntage sein Recht widerfahren zu lassen. Armuth und Poesie wohnen am liebsten auf den Bergen, und wo das südliche Paris die steilen Abhänge hinankriecht, hausen seine dürftigen Gewerbe und beschaulichen Naturen. Es kann in einer Stadt keinen größeren Contrast geben, als zwischen dem Boulevart der Italiäner und dem Boulevart des Gobelins, dem die benachbarte berühmte Fabrik von farbigen Teppichen den Namen verliehen hat. Dort herrschen die Reichthümer der Menschen, ihre Launen, gesteigerten Bedürfnisse und Schlechtigkeiten, hier der Frieden der Natur, die stille Einsamkeit und die ruhige Betrachtung. Auf dem Boulevart des Gobelins hat sich noch niemand angebaut, als die Singevögel in den Zweigen der erhabenen Doppel-Allee von Linden, die sich fast eine Achtelmeile lang hinzieht, niemand schaut den Vorübergehenden nach, als zuweilen ein alter kranker Arbeiter, der seine Brust in der reinen Luft der Höhe badet und niemand treibt dort ein weltliches Gewerbe, als vielleicht der unglückselige Dilettant auf dem Horne, der von dem Grimm seiner noch beklagenswertheren Hausbewohner verscheucht und in der Stadt zum Schweigen verurtheilt, im Schatten der hohen Mauer im Grase ruhend, setnem Instrumente Jammertöne entlockt.

Von dieser Seite aus gesehen, gleicht Paris nicht

dem Mittelpunkt der Politik und Mode, sondern einer verschlafenen alten italiänischen Stadt. Tief unten fließt durch eine Wiese der Bach de Bièvre, an seinem Ufer arbeiten die Wäscherinnen, eine graue Gebirgsformation von verwitterten Häusern thürmt sich übereinander und die Kuppeln des Pantheon und Val de Grace schauen wie architektonische Hochgebirge aus einiger Entfernung darein, indem der kühle Morgenwind einzelne Klänge des Kirchengesanges herüberweht. Hier giebt es noch eine Sonntagsmorgenstunde für das Gemüth, einen verbannten Hauch lyrischer Empfindung, ein Asyl für einen Deutschen, den selbst der Hornbläser nicht von seiner Heimwehanwandlung heilen kann. Wie aber kein Mensch nach einer sehr wahren Behauptung Balzac's, in Paris von den edlen Schöpfungen des Gehirnes leben könne, so vermag er noch weit weniger zu gedeihen, wenn er sich nur unter den Schöpfungen seines Herzens aufhält, und die unverschämte Wirklichkeit behauptet nach kurzer Zwischenherrschaft der Einbildungskraft wieder ihr angestammtes Recht. Jede Stunde und jeder Boulevart muß ein Ende nehmen, und zwar der Boulevart des Gobelins an der Barrière d'Italie, von wo aus man ehemals, als der Mensch noch wie die Schlange auf dem Bauche, im Staube seines Weges schlich, nach Hesperien gelangte. Seit die Eisenbahnen über die Extraposten triumphirt haben, kann die Barrière d'Italie nur noch vermöge des ungebundenen Volkslebens vor ihrem Thore einen

Anspruch auf ihren schönen Titel behaupten. Wir sind, zumal nach einer Promenade von zwei Stunden und einem, nach der Behauptung der neueren Chemie, auch durch geistige Anregungen beschleunigten Stoffwechsel, nicht zu wählerisch in der Befriedigung unserer Frühstücksansprüche und zudem wohnt gleich vor der Zolllinie, wo der Douanier eben die schlanke Bäuerin umarmt, um sich auf die zarteste Weise zu überzeugen, daß sie kein Brod einschmuggelt, ein berühmter Restaurant von großem Rufe unter den Arbeitern. Wie in dem schönen Lande, an dessen Pfaden er liegt, befindet sich auch bei ihm die Küche auf dem Hausflur neben der Thür, und die Speisekarte ruht in Ermangelung einer gedruckten, in Wirklichkeit auf dem Küchentische, während aus dem angestochenen Fasse nur eine, nicht allzuedle Sorte Rothwein sprudelt. Im Speisezimmer ersetzen hölzerne Bänke die Stühle, aber nichts könnte diesen Tischtüchern ihre verlorene Reinheit wieder ersetzen, als Seife und wieder Seife. Sie gleichen Landkarten phantastischer Gegenden auf irgend einem Planeten, die von einem verständigen Geographen mit Senf, Rothwein und Sauce colorirt worden sind, um ihre muthmaßliche Fähigkeit, Bewohner zu ernähren, anzudeuten. Wenn man einmal entschlossen ist, an einem solchen Orte zu speisen, und man besitzt nicht die Charakterfestigkeit eines Franzosen, der das lebendige Kaninchen kauft, vor seinen Augen ermorden sieht und es nach einer halben Stunde, in einer Zwiebelbrühe

schwimmend, ohne Reue und Magenumkehrung wieder erblickt, so thut man wohl, um einer möglichen Unterbreitung unerwünschter Fleischsorten vorzubeugen, sich mit einem frischen Seefische zu begnügen. Diesem Princip huldigend, beseitigten wir rasch das aufgetragene Gericht, nahmen von dem Cammeriere, der ohne Rock bei Tische aufwartete, Abschied und versenkten uns in die Mouffetardstraße, um endlich etwas Verbürgtes über diese, in Deutschland noch sehr unbekannte, aber nichtsdestoweniger berühmte Pariser Straße, aus eigener Beobachtung zu Papier zu bringen. Wenn eine Straße allein schon durch den Ort, zu dem sie führt, sich einen Namen erwerben kann, so würde die Gobelinfabrik an ihrem oberen Ausgange hinreichen, über die Mouffetardstraße einen goldenen Schimmer zu verbreiten, dessen sie wirklich dringend bedarf; allein sie entbehrt nicht eigener Hülfsmittel zur ruhmvollsten Auszeichnung. Gewiß wird man uns nicht widersprechen, wenn wir alle Straßen in zwei Klassen eintheilen, in solche, welche man bei Tage gern aufsucht, und in solche, welche man bei Nacht gern vermeidet. Man erräth wohl, daß die Mouffetardstraße nicht in die erste Klasse gehört, denn obwohl sie bei Nacht ungemein selten durch lästiges Geräusch gestört wird, wollen doch viele glaubwürdige Personen, die in der Nähe gewohnt, namentlich in früheren Jahren, sehr oft um Mitternacht den Ruf: „Zu Hülfe! zu Hülfe!“ gehört haben, worauf dann tiefe Stille und erst nach

einer halben Stunde der schwere Schritt der schwarzen Nachtgarde erschallte. Eine Straße, die sich so gewichtiger Empfehlungen erfreut, besucht man gern bei hellem Sonnenschein, vorausgesetzt, daß man nicht selber damit umgeht, anderen Personen den obigen Ruf auszupressen. Von dem Platz vor der Barrière d'Italie aus gesehen, gleicht sie einer Gebirgsschlucht, die sich zwischen vermoderten Sandsteinquadern bergab zieht und sich weiterhin seitwärts krümmt, so daß man ihren Ausgang nicht mit dem Auge verfolgen kann. Die Dächer sind wie alte Hüte eingedrückt, die Fenster, wie die Augen der Boxer blau angelaufen und die Hausthüren stark mit Eisen beschlagen. Das helle Sonnenlicht eignet sich nicht für den Gesichtsausdruck der Straße; an einem düsteren mit Schneegeschlacker erfüllten Novembertage würden ihre romantischen Reize schärfer hervortreten, denn die Mouffetardstraße ist wirklich das düstere Hochland von Paris und stellt das stärkste Contingent von kühnen Naturen zur Disposition der Armee, der Industrieritterschaft und Gefängnisse. Mäßigen wir ein wenig unsere bergab eilenden Schritte und nehmen wir die jugendliche Bevölkerung besser in Augenschein. Die kirchliche Licenz des heutigen Sonntags bringt es mit sich, daß die Kinder vor den Häusern aus Bänkchen, Tüchern und Blumen kleine Altäre errichten und die Vorübergehenden anbetteln dürfen; es ist derselbe Sonntag, an dem die jungen Mädchen mit Rosen bekränzt, ein unschuldiges

Fest feiern. Die hiesigen jungen Einwohner handhaben diese Erlaubniß mit einer ganz besonderen Energie, wie man den unter harmlosen Singevögeln auferzogenen Neuntödter sofort an den stärkeren Schnäbelstreichen erkennt. Ihrem Betteln fehlt die zutrauliche Hingebung an die fremde Barmherzigkeit; es ist mehr die anspruchsvolle Haltung des Straßenräubers darin wahrzunehmen. Sie stoßen dem Spaziergänger ihre ausgebrochenen Tassen, in welchen sie die Sousstücke empfangen, in die Rippen und zupfen ihn an den Röcken, wenn die Kinder in anderen Stadtgegenden sich bescheiden nähern, und mit einer anmuthigen Verbeugung bitten. Die Mouffetardstraße stellt wie Algier der Armee die meisten Zuaven, denn der Zuave ist die letzte legitime Form, in welcher die unbändigen Elemente des Franzosenthumes ein Unterkommen finden können, aber sie rekrutirt vielleicht noch reichlicher eine andere Truppe, die ihrem Vaterlande nur noch in einigen Kriegshäfen nützlich ist. So martialisch und verbrannt, so confiscirt und markirt, sehen in ganz Paris die Menschengesichter nicht aus, wie in diesem engen Darm von einer Straße, und selbst die Polizei giebt hier einen Theil ihrer gewohnten Höflichkeit auf, und antwortet auf gethanene Fragen in einer barscheren straßenüblichen Mundart. An dem schlechten welken Gemüse, den trockenen sehnigen Fleischstücken, den spärlichen Holzbündelchen, erkennt man in den Läden, daß hieher die üppige Tropenzone von Paris nicht mehr reicht.

Die Mouffetardstraße ist aber nicht allein absonderlich reich an allen Wunderlichkeiten, die am äußersten Pol der Industrie gedeihen, sie hat sogar einen Ableger aus ihren Wurzeln emporschießen lassen, einen Weichselzopf ihres Ueberflusses: den Patriarchenmarkt. Diesen Markt kann man, ohne Gewissensbisse wegen einer Uebertreibung zu empfinden, das Südcap von Paris nennen. Aus weiter Ferne plötzlich in seine Mitte versetzt und aufgefordert, die glückliche Stadt zu nennen, welche einen solchen Charaktermarkt in ihre Mauern schließt, würde Jedermann einen jener Orte nennen, welche nur auf Landkarten verzeichnet werden, wenn Generalstäbe sich ihrer Unbedeutenheit erbarmen. Der Patriarchenmarkt wird nicht so genannt, weil etwa Bilder ehrwürdiger, geistlicher Väter daselbst verkauft werden, sondern weil vor grauen Jahren der Wohnsitz der Patriarchen von Jerusalem dort gestanden hat. Die Nachfolger der geistlichen Herren auf ihrem Grund und Boden gehören aber demjenigen Volke an, welches mehr wohlverbriefte Rechte an den Besitz von Jerusalem hat, als trotz der Heldenthat Gottfrieds von Bouillon, alle Patriarchen zusammengenommen; es sind arme Kinder Israels, die durch eine vereinzelte wohlwollende Grille der Geschichte, eine Stelle wiedererobert haben, um welcher, wenn auch nicht die Poesie des gekrönten Psalmensängers, doch die der mittelalterlichen Romantik webt. Sie bedurften zu dieser Eroberung nicht des starken Schwertes der Macca-

bäer; seit der Zerstörung von Jerusalem hat das auserwählte Volk mit allen andern Metallen, nur nicht mit Eisen gefochten. Als der Patriarch von Jerusalem auf seiner Scholle „eine alte Sache" geworden war, brachten sie nach und nach mehr dergleichen alte Sachen herbei, und versuchten den Segen, der auf dem Orte zu ruhen schien, und sieh da, war auch der Patriarch verschollen, Jerusalem gedieh und herrschte auf dem „Patriarchenmarkt."

Wer den Temple besucht hat, wird sich eine Vorstellung von dem Plunderhandel dieses Marktes machen, wenn er ihn als eine Ergänzung zum Temple auffaßt. Was der Temple von altem Trödel, als seiner unwürdig ausgestoßen hat, das wandert auf den Patriarchenmarkt und harrt so lange, bis die Welt in ihrem Laufe wieder nach ihm verlangt. Das halbe Dutzend Stiefeln, das an dem Eingange zum Markte hängt, ist das Symbol seines einheitlichen Begriffes. In welchem Zeitalter trug man diese Stiefeln? Welche Füße steckten darein? Gehörten sie Menschen oder Nilpferden? So fragt man sich bei ihrem und dem Anblick aller übrigen Waaren des Patriarchenmarktes. Zerbrochene Vogelbauer, zersplitterte Spazierstöcke, angebrannte Fenstervorhänge, verrostete Rittersporen, Pistolenläufe ohne Schlösser, Schlösser ohne Pistolen daran, Bilderrahmen, Untertassen von chinesischem, und Obertassen von Sevres-Porzellan, Galanteriedegen, eingeknickte Gläser, Pelze voller Mottenfraß, verschossene Teppiche mit Oelflecken, Dolche mit Schilfklingen, deren Spitze fehlt,

Barbierbecken voller Beulen, zerquetschte Damenhüte, Schlittengeläute, unvollständige Schachspiele, Grabkreuze aus zerfressenem Gußeisen — wer nach diesen guten Dingen Verlangen trägt, der bemühe sich auf den Patriarchenmarkt. Dieses unvollständige, rumpelkammerartige Waarenlager ist die Ergänzung zu dem hochmüthigen Paris; es ist seine Achillesverse, aber der Stolz der Mouffetardstraße. Was man hier sieht, ist ehrlich erworben, denn welcher Spitzbube hielte es der Mühe für werth, sich mit diesem Kram zu beladen; es wäre gut, wenn man allen Bildern im Louvre ein ebenso vortheilhaftes Zeugniß ausstellen könnte.

Niemand verlasse Paris, ehe er diesen Trödelmarkt besucht hat, denn die Orte, wo in Weltstädten die alten Sachen feilgeboten werden, sind die Schulen der demüthigen Weisheit, und so predigt uns dieser Ort in seiner groben Sprache sehr eindringlich, daß, wie rücksichtslos auch das Schicksal mit den glänzenden Spielzeugen unserer Imagination, mit dem überladenen Mobiliar unserer Illusionen, mit dem Plunderstaat des äußerlichen Ehrgeizes umgehen möge, es uns doch so viel übrig lassen müsse, um den Haushalt der Seele bis zur letzten Stunde mit genügendem Stoicismus fortzuführen. Im Lichte dieser Erkenntniß wird Jeder von dem Glanze und Elend von Paris mit leichtem Herzen scheiden und das Brevier der modernen Welt mit Nutzen gelesen haben.

Druck von Robert Genrich in Berlin, Spittelbrücke 1.



